

REZENSIONEN

Kejř, Jiří: Die mittelalterlichen Städte in den böhmischen Ländern. Gründung – Verfassung – Entwicklung. Übersetzt von Hildegard Bobková und Václav Bok.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2010. XIV und 450 S. (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen, Band 78), ISBN 978-3-412-20448-8.

Gut zehn Jahre nach der tschechischen Erstausgabe ist Jiří Kejřs Buch über die mittelalterliche Stadtverfassung in den böhmischen Ländern in Übersetzung erschienen. Dass es nun auch deutschsprachigen Lesern zur Verfügung steht, ist umso erfreulicher, als es sich dabei um ein grundlegendes Werk handelt. Es führt Kejřs lebenslange Forschungen zu diesem Thema mit dem Schwerpunkt Rechtsgeschichte zusammen.

Der Band ist – neben Einführung und Fazit – in zehn Teile untergliedert, in denen auf der Grundlage der zugänglichen schriftlichen Quellen zur Geschichte der přemyslidischen Städte einzelne Aspekte und Themenfelder der Entstehung der Stadtverfassung analysiert und interpretiert werden. Einerseits machen es die überaus schlechte Quellenlage zum 13. Jahrhundert und die Probleme, die mit ihrer Auslegung verbunden sind, schwer, zu eindeutigen Aussagen über die Konsolidierung des Städtetzes sowie über die Genese und Entfaltung der städtischen Freiheiten und Privilegien und nicht zuletzt auch über die Stabilisierung der inneren Stadtordnungen zu gelangen. Andererseits stehen uns moderne Quelleneditionen zur Verfügung, in denen die meisten Urkunden diplomatiegeschichtlich ausgewertet sind. Diese bilden für das Studium der Anfänge der Städte eine unverzichtbare Stütze. Bei einer komplexen Darstellung kann zudem an die Forschungen einer ganzen Reihe tschechischer Historiker angeknüpft werden, angefangen von Jaromír Čelakovský über Václav Vojtíšek und Bedřich Mendl bis hin zu Václav Vaněček, František Hoffmann, Jaroslav Mezník und Josef Žemlička sowie aus archäologischer Perspektive Miroslav Richter. Von den deutschen Forschern, die sich mit dem Thema befasst haben, seien an dieser Stelle zumindest Adolf Zycha, Wilhelm Weizsäcker und der Sprachwissenschaftler Ernst Schwarz genannt.

Zeitlich konzentriert sich die Arbeit auf die Epoche der letzten Přemysliden, umfasst also das 13. und das frühe 14. Jahrhundert mit den nötigen Rückgriffen auf vorausgegangene Perioden. Für die Klärung der grundlegenden Fragen der Stadtgeschichte in den böhmischen Ländern wie z. B. der Entstehung der städtischen Freiheiten, des Stadtfriedens und der Verankerung des Stadtrechts und seiner Institutionen erweisen sich die Quellen als Klippe. Anders als in den deutschen Ländern, die beim Vordringen der Stadtrechte in den böhmischen Ländern als Vermittler fungierten, sind sie bruchstückhaft und zugleich ziemlich stereotyp.

Um die zur Entstehung der Städte führenden Prozesse, ihr Recht, Verwaltung und Gerichtswesen oder aber die Eingliederung in die Stadtrechtsfamilien beleuchten zu können, widmet Kejř seine Aufmerksamkeit auch solchen Aspekten wie der allmäh-

lichen Bildung der städtischen Agglomerationen, ihren Veränderungen, Translationen und ihrer Gliederung. Einbezogen werden zudem Fragen der städtischen Haushaltsführung und der Bevölkerungsstruktur, die Stadtgröße und die Einwohnerzahl sowie Maße und Gewichte. Kejř zufolge bleibt es noch eine Aufgabe für die Forschung, das städtische Bürgertum auf seine Besitzstruktur und soziale Gliederung zu untersuchen.

Das erste Kapitel gilt dem Untersuchungsgegenstand selbst, das heißt der „institutionellen“ Stadt des Hochmittelalters. Dabei befasst sich Kejř sowohl mit den Besonderheiten städtischer Organismen als auch mit den Versuchen einer Definition des Begriffes „Stadt“ und einer Bestimmung ihrer Merkmale sowie mit den Zugängen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen zur Stadtgeschichte einschließlich des unverzichtbaren Beitrags, den die Archäologie hierzu geleistet hat. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dann der Stadtverfassung und ihren grundlegenden Elementen (Frieden, Freiheit, Recht, Verfassung auf der Grundlage von Gemeinde und Gemeinschaft). Damit waren auch der Prozess der Erhebung zur Stadt und die anschließenden Veränderungen, die Etablierung von städtischen Institutionen in Böhmen, Mähren und Schlesien sowie die Konstituierung gänzlich „institutioneller“ Städte im Hochmittelalter verbunden. Am Ende des Kapitels geht Kejř auf die zentrale Stellung der Städte in der besiedelten Landschaft und auf die Kleinstädte und ihre Übergangsformen zwischen Stadt und Dorf ein. Dabei befasst er sich auch mit der unzutreffenden Bezeichnung „Städtchen“ (*městečko*) und der Stadtgründung als einem landesherrlichen Regal. Es folgt ein umfangreicher Exkurs über die Städte in den Urkunden der Přemyslidenzeit. Dieser bietet detaillierte Informationen über den Bestand solcher Urkunden sowie über ihre Aussteller und Empfänger (Landesherr, kirchliche Institutionen, weltliche Stadtherren und andere außerhalb der Stadt stehende Subjekte), über die Städte als Korporationen, über den Stadtrichter, die Bürger, kirchliche Institutionen in der Stadt, kirchliche und weltliche Obrigkeiten sowie andere Empfänger. Zum Schluss werden weitere Urkunden behandelt, die die Existenz einer Stadt in Form von Zeugenschaften, Siegeln der städtischen Kanzleien, Schreibern, Rechtshandlungen von Bürgern in Urkunden anderer Subjekte wie auch anderen Beteiligungen der Bürger belegen.

Im zweiten Kapitel widmet sich Kejř der Terminologie sowie den Schwierigkeiten, die mit der Interpretation der jeweiligen in den Urkunden genannten lateinischen Begriffe verbunden sind. Aufgrund ihrer Variabilität ist es notwendig, bei den Termini ihre chronologische Schichtung und geografische Verbreitung zu analysieren. Spezielle Aufmerksamkeit gilt den Bezeichnungen für Siedlungen (*villa*, *vicus*, *locus*, *burgus*, *oppidum*, *urbs*, *municipium*, *civitas*, *forum*) und Personen (*civis*, *burgensis*, *habitor*, *incola*, *urbanus*, *oppidanus*, *civitatensis*, *locanus*, *homo*), von denen einige als Belege für eine Stadtverfassung von Bedeutung sind, andere hingegen in dieser Hinsicht keine Beweiskraft haben. Eine Ergänzung bilden deutsche Begriffe in städtischen Urkunden.

Im dritten Kapitel befasst sich der Autor mit dem Akt der Stadtgründung oder Stadterhebung als solchem, der – auch im Fall nichtköniglicher Städte – in der Kompetenz des Landesherrn lag, sowie mit der Kooperation von Herrscher und Bürgern im Rahmen dieses Prozesses einschließlich des Erwerbs von Grundstücken.

Vor 1253 befanden sich in den böhmischen Ländern die ältesten Städte ausschließlich auf landesherrlichem Boden. Thematisiert werden auch die „locatio“, die damit verbundene Rolle der Lokatoren, die rechtlichen Vorbilder für die neu gegründeten städtischen Organismen sowie die geringe Zahl der erhaltenen Gründungsprivilegien. Als Empfänger der Gründungsurkunden werden Obrigkeiten nichtköniglicher bzw. – allgemeiner formuliert – nichtlandesherrlicher Städte oder Lokatoren, niemals aber die königliche Stadt als eine Korporation genannt. Als Gründungsprivileg könne dabei lediglich eine solche Urkunde gelten, in der die Gründung einer noch nicht existierenden Stadt bzw. die Erhebung einer Lokalität niedrigerer Kategorie (Dorf, Marktdorf u. ä.) zur Stadt befohlen oder erlaubt wurde. Falls in einer Urkunde zum Beispiel der Ausbau oder die Entstehung einer Stadt erwähnt wird, eine direkte Aussage über die Veränderung des rechtlichen Status aber nicht vorhanden ist, handelt es sich um keine Gründungsurkunde. Da in den älteren Zeiten die Verschriftlichung eines Gründungsprivilegs noch nicht die Regel war, müssen wir in vielen Fällen mit einer mündlichen Verlautbarung rechnen, schließlich handelte es sich um eine Epoche, in der das Gewohnheitsrecht weitaus verbreiteter war als das geschriebene Recht.

In dieses traditionelle Rechtssystem drang das Stadtrecht mit einer allmählichen Verbreitung von Schriftstücken ein, zunächst königlichen Urkunden, später auch Urkunden anderer Rechtssubjekte einschließlich kirchlicher Institutionen und schließlich mit einer eigenen diplomatischen Produktion wie Aufzeichnungen der Stadtrechte und Stadtbüchern. Das Stadtrecht gewann auf diese Weise einen festen normativen Charakter und verbreitete sich in anderen Rechtsbereichen. Mit der Etablierung des Stadtrechts änderte sich auch die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt, wodurch sich die freie Stellung der Städte und ihrer Bewohner als Bedingung für die Verbreitung neuer ökonomischer Prinzipien durchsetzte. Infolge der Herausbildung des korporativen Status der Stadt änderten sich auch die Empfänger von Privilegien – wo zum Beispiel zuvor einer Gruppe von Kaufleuten Privilegien verliehen worden waren, war dies nun die gesamte Stadt. Dabei stammten die ältesten auf diese Weise erteilten Rechte aus den Jahren 1111 für Speyer und 1114 für Worms, womit sie ungefähr hundert Jahre älter waren als die ersten in den böhmischen Ländern verliehenen Privilegien. Dabei wies Böhmen mit dem Jahr 1224 im Vergleich zu Mähren (beginnend mit Mährisch Neustadt 1223 bzw. mit einer mündlichen Verlautbarung des Markgrafen Vladislav Heinrichs bereits von 1213, als vermutlich schon Freudenthal [Bruntál] und Troppau [Opara] existierten) eine gewisse Verspätung auf. Zu den ältesten Städten gehörten Freudenthal, Mährisch Neustadt (Uničov), Troppau, Znaim (Znojmo), Brünn (Brno), Göding (Hodonín), Olmütz (Olomouc), Iglau (Jihlava), Bennisch (Horní Benešov) und Leobschütz in Schlesien (Hlubčice ve Slezsku).

Im vierten Kapitel behandelt Kejr das Stadtrecht, das im technischen Sinne des Wortes lediglich die in der Kompetenz der städtischen Organe liegenden Rechtsbereiche umfasst und nicht den gesamten Komplex der Rechte, die die Stellung der Stadt regeln. Da in den böhmischen Ländern die Stadtverfassungen in ihren relativ reifen Formen übernommen wurden, ist es hier im Gegensatz zu West- und Südeuropa nicht möglich, die Genese des Stadtrechts wie auch die Entstehung und die

Wurzeln der städtischen Institutionen zu bestimmen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass nicht auch einige einheimische Elemente zur Geltung gekommen wären, besonders etwa das kaufmännische Gewohnheitsrecht, die rechtlichen Regelungen der Märkte oder einige prozessuale Elemente, die man als eine instruktive Quelle für das zukünftige Stadtrecht betrachten kann. Allgemein waren es aber die deutschen Kolonisten, die das Stadtrecht in die böhmischen Länder brachten, oder zumindest seinen Einfluss weit nach Mittel- und Osteuropa hinein vermittelten.

Detailliert befasst sich Kejř hier mit dem kaufmännischen Stand und seinen Rechten, dem „*ius fori, ius civile*“ und „*ius iudicii*“ einschließlich ihrer Bedeutungen. Dabei kann man die Unterschiede zwischen ihnen gut beobachten, wobei das „*ius civile*“ das römische Privatrecht in Bezug auf die rechtlich verfassten Städte repräsentierte und in einem binären Verhältnis zum „*ius canonicum*“ stand. Das „*ius iudicii*“ bezog sich auf das städtische Gerichtswesen; das Stadtrecht und das Stadtgericht umfassten das Privat-, Straf-, Prozess- und Exekutivrecht. Ferner wird die Herkunft der Übernahme von Stadtrechten (das Magdeburger Recht mit dem Olmützer Berufungsgericht, das süddeutsche Recht und das Leobschützer Recht) angedeutet, wobei im Fall der südmährischen Stadtrechte auf Verbindungen mit niederösterreichischen (Brünn) und ungarischen Rechten (Göding) hingewiesen wird. Thematisiert werden auch die Konstituierung der Rechtskreise einschließlich ihrer Geltungsbereiche innerhalb der Stadt wie auch die symbolische Bedeutung der Stadtmauer (Befestigung und Umfassung), die Konkurrenz der Stadt- und Patrimonialgerichte, die Reichweite des Stadtrechts im Fall der Stadtdörfer (das sogenannte Weichbild), das Arrestationsrecht der Bürger gegenüber ihren Schuldnern und nicht zuletzt Privilegien für mehrere Städte.

Das fünfte Kapitel widmet der Autor der Gewährleistung wirtschaftlicher Prosperität, er geht also auf Themen wie städtische Wirtschaft, Handwerk, Bergstädte, Meilenrecht, Straßenzwang, Stapelrecht sowie bürgerlicher Landbesitz ein. Im sechsten Kapitel befasst er sich mit dem Markt. Hier wird die Frage aufgeworfen und diskutiert, ob es sich bei Marktstätten um Vorläufer der Städte handelte, was auch die Frage nach der Bedeutung des Marktregals und der Umwandlung der freien Märkte in rechtlich verfasste aufwirft. Weitere Themen bilden die Marktorte und ihre Bewilligung, die Abhaltungszeiten der Märkte, das Thema Märkte und Kirchenfeste sowie Marktkirchen. In der Quellsprache zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen königlichen und nichtköniglichen Lokalitäten: Gerade der Begriff *villa forensis* bezeichnet einen nichtköniglichen Markt und bedeutet eine niedrigere Stufe als die Stadt.

Das siebte Kapitel befasst sich mit der Stadtverwaltung, das heißt der Entwicklung der städtischen Selbstverwaltung und ihrer Beziehung zum Stadtrichter, ferner dem Stadtrat, der städtischen Gemeinde als solcher, dem Bürgermeister, dem Rathaus, den Stadtschreibern und den Anfängen der Stadtbücher als einer besonders bedeutenden Quelle – besonders für die Analyse der ökonomischen Lage und der demografischen Situation der Städte. Das achte Kapitel gilt dem Stadtgericht, das neunte Kapitel der Rolle von Bettelorden in den Städten und das zehnte Kapitel schließlich dem Bürgertum allgemein, wobei Kejř dessen Stellung im Rahmen neu entstehender Städte beobachtet.

Im Fazit werden die Ergebnisse der Analyse der einzelnen Untersuchungsbereiche kurz zusammengefasst, zudem gibt Keř einen kritischen Überblick über den Forschungsstand und skizziert offene Fragen wie zukünftige Aufgaben. Seine Arbeit ist ein grundlegendes und zentrales Werk, in dem alle aktuellen Erkenntnisse über die Entwicklung der städtischen Organismen und der „institutionellen“ Städte in Böhmen, Mähren und Schlesien von ihren hochmittelalterlichen Anfängen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts im breiten Kontext Mittel- und Westeuropas zusammengefasst werden. Die Publikation ist mit einem umfangreichen Verzeichnis der in Kurzform zitierten Literatur (S. 411-436), einer Ortsnamenkonkordanz (S. 237-443) sowie einem Orts- und Namenregister (S. 444-450) ausgestattet. Allerdings fehlt in diesem Werk – anders als in der tschechischen Version – das wichtige Sachregister.

Jihlava

Zdeněk Měřínský

Teufel, Helmut/Kocman, Pavel/Putík, Alexandr/Cermanová, Iveta (Hgg.): Individuum und Gemeinde. Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien 1520 bis 1848/Jedinec a obec. Židé v Čechách, na Moravě a ve Slezsku 1520-1848.

Židovské Muzeum v Praze/Jüdisches Museum Prag, Praha, Brno 2011, 377 S., 18 farbige Abb., (Judaica Bohemiae XLVI/ Supplementum), ISBN 978-80-87366-11-0; 978-80-904912-0-5.

Der vorliegende Sammelband geht auf eine Tagung zurück, die im Oktober 2009 in Třebíč von der „Společnost pro dějiny židů v České republice“ (Gesellschaft für die Geschichte der Juden in der Tschechischen Republik), dem Institut für jüdische Geschichte Österreichs in St. Pölten und dem Muzeum Vysočiny anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Forschungsprojektes „Bohemia, Moravia et Silesia Judaica“ (BMSJ) veranstaltet wurde. Er kann in zweierlei Hinsicht als bemerkenswert gelten. Zum einen stellt er eines der wenigen Beispiele einer durchgängig zweisprachigen Publikation dar: Alle Beiträge sind in deutscher und tschechischer Sprache abgedruckt und spiegeln somit ein wichtiges Anliegen der „Společnost pro dějiny židů v České republice“ wider, die neben ihrem wissenschaftlichen Engagement gezielt Öffentlichkeitsarbeit betreibt. Zum anderen aber, und das ist vielleicht der entscheidende Aspekt, bietet der Band eine Reihe interessanter frühneuzeitlicher Regionalstudien zu jüdischem Leben in den Ländern der böhmischen Krone.

Dieser Fokus ist keineswegs zufällig, sondern der Projektkonzeption von BMSJ geschuldet, die jüdisches Leben in Böhmen, Mähren und Schlesien zwischen 1520 und 1670 anhand einer breit angelegten Archivrecherche in den Blick nimmt. Zentrale Fragestellungen des Projektes, etwa nach dem Verhältnis zwischen Obrigkeit und jüdischer Minderheit oder interreligiösen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen, finden sich auch in dem vorliegenden Sammelband; ergänzend wurde fallweise auch die Neuzeit bis zum Jahre 1848 einbezogen. Der methodische Bogen ist dabei weit gespannt: Neben Untersuchungen, die vorrangig auf Ego-Dokumenten wie Briefen, Tagebüchern oder rabbinischen Responsen basieren (Wolfgang Gasser, Martha Keil, Lisa-Maria Tillian, Tamás Visi), finden sich Studien, die mit seriellen oder visuellen Quellen arbeiten (Pavel Kocman, Martin Štindl, Falk Wiesemann).

Lebensweltliche Ansätze (Gasser, Tillian) stehen neben ideen- und bildungsgeschichtlichen Perspektiven (Iveta Cermanová, Louise Hecht, Visi), von der Institutionengeschichte beeinflusste Studien (Kocman, Putík) neben transfergeschichtlichen Fragestellungen (Wiesemann).

Diese Streuung in der Breite ist umso mehr zu loben, als auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte noch immer viel zu wenig zur Frühen Neuzeit geforscht wird, obwohl gerade die böhmischen Länder, allen voran Mähren, hier reiches Untersuchungsmaterial bieten. Tatsächlich kann der Sammelband zwar an jüngere Arbeiten, insbesondere zur Geschichte der österreichischen Landjuden, anknüpfen. Unverkennbar sind jedoch auch die Rekurse auf die bis 1938 in Brünn (Hugo Gold), Prag (Samuel Steinherz u. a.) und Wien (Bernhard Wachstein u. a.) geleistete Forschung zu Juden in den böhmischen Ländern. So können sich einzelne Autoren des Sammelbandes auf damals getätigte Quelleneditionen stützen – insbesondere Lisa-Maria Tillian, die anhand einer 1911 in Wien veröffentlichten Sammlung Prager jüdischdeutscher Privatbriefe aus dem Jahr 1619 frühneuzeitliches jüdisches Alltagsleben und familiäre Netzwerke zwischen Wien und der böhmischen Hauptstadt untersucht.

Die Berufung auf Forschungstraditionen der späten Habsburgermonarchie und insbesondere der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die für das Selbstverständnis der mitherausgebenden „Společnost pro dějiny židů v České republice“ konstitutiv ist, erweist sich für den Band nicht als nachteilig, im Gegenteil: Ganz offensichtlich förderte sie eine geografische Ausweitung der Forschungsperspektive und beugte einer einseitigen Konzentration auf die Geschichte der Prager Gemeinde vor.

So beschäftigen sich etliche Beiträge mit dem mährischen Landjudentum. Pavel Kocman analysiert die rechtliche und soziale Stellung südmährischer Gemeinden und eröffnet dabei aufschlussreiche Einblicke in bislang wenig erforschte Aspekte der innergemeindlichen jüdischen Selbstverwaltung, etwa in Bezug auf deren Schuldenpolitik. Einem häufig bearbeiteten Thema wendet sich hingegen Martin Štindl zu, der sich mit Konversionen vom Judentum zum Katholizismus im Mähren des frühen 18. Jahrhunderts beschäftigt. Bemerkenswert an seinem Beitrag ist der Fokus auf die Dynamiken, welche die Glaubenswechsel im innerjüdischen Kontext auslösten – die Akten belegen heftige Auseinandersetzungen um Rekonversionsversuche, die die Person des Täuflings beinahe zur Nebensache werden lassen und stattdessen Rückschlüsse auf innergemeindliche Machtstrukturen sowie auf die Einstellung der Obrigkeit zu ihrer religiösen Minderheit ermöglichen.

Einen gänzlich anders gelagerten Fall von „Häresie“ stellt Tamás Visi am Beispiel eines Ego-Dokuments aus der Mitte des 16. Jahrhunderts vor, der „Zehn Fragen“ des aus Braunschweig stammenden Elieser Eilburg. Das an drei mährische Rabbiner gerichtete Schreiben spiegelt die religiösen Zweifel eines an der modernen Wissenschaft der Renaissance geschulten Gläubigen wider und lässt sich, so der Autor, als Ausfluss der damals in Mähren herrschenden toleranten Atmosphäre deuten, die auch auf intellektuelle Dissidenten jenseits der Grenze ausstrahlte. Leider führt Visi gerade diesen unter transfergeschichtlichen Gesichtspunkten sehr spannenden Aspekt nur vage aus und verliert sich stattdessen ein wenig zu stark in editorischen Fragen. Weitaus deutlicher kommt das Konzept des Kulturtransfers im Beitrag Falk

Wiesemanns zur Sprache, der eine vergleichende Analyse von Prachthandschriften des frühen 18. Jahrhunderts aus der Feder mährischer, böhmischer und ungarischer Schreiber unternimmt.

Verweisen die eben genannten Beiträge auf die Bedeutung ländlicher religiöser Zentren für das jüdische Leben Mährens, so belegen die Studien zu Böhmen insbesondere die Anziehungskraft zweier großer städtischer Gemeinden, Prag und Wien. Alexandr Putíks Untersuchung der innenpolitischen Verhältnisse der bei Zeitgenossen ob ihrer internen Zwistigkeiten berüchtigten Prager Gemeinde bildet in struktureller Hinsicht das Pendant zu Pavel Kocmans Studie. Bietet der mit zwei kurzen Quelleneditionen angereicherte Beitrag ein detailliertes Bild der ereignisgeschichtlichen Umstände der Prager Ältestenwahlen im späten 16. Jahrhundert, so zeigt Iveta Cermanovás Studie zur Zensur hebräischer Bücher in Böhmen im ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dass interne Machtkämpfe im Prager Rabbinat auch rund zweihundert Jahre später an der Tagesordnung waren – wengleich in Gestalt des christlichen Zensors Karl Fischer diesmal auch ein nicht-jüdischer Protagonist maßgeblich an den innergemeindlichen Angelegenheiten beteiligt war.

Einen interessanten Quellenzugang zur Prager jüdischen Gemeinde wählt auch Martha Keil, die den Umgang Prager Jüdinnen und Juden mit den traumatischen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges u. a. anhand von Bußgebeten zu den Hohen Feiertagen sowie der Chronik „Milchama beSchalom“ (Krieg im Frieden) des Jehuda Leib Porges erforscht. Sie kommt zu dem Schluss, dass das Gottvertrauen der Prager Gemeinde durch die kriegerischen Ereignisse nicht erschüttert worden sei, sondern diese vielmehr als göttliche Prüfung aufgefasst worden seien, die es, auch in Erinnerung an frühere Katastrophen in der jüdischen Geschichte (z. B. die Zerstörung des Tempels), zu bestehen galt. Zugleich hätten die Verfasser der Texte, so Keil, dem Kriegsgeschehen gegenüber eine aktive Haltung eingenommen, die im Widerspruch zu der häufig apostrophierten passiven Opferrolle der Juden gestanden habe.

Beinahe kriminalistisch mutet der Beitrag Wolfgang Gassers an, der die Entdeckungs- und Editions-geschichte des Tagebuchs eines vom Land stammenden böhmischen Juden aus den Jahren 1848 bis 1850 schildert: Der in Polná gebürtige Benjamin Kewall sah als Hauslehrer einer Wiener jüdischen Familie die Revolution mit eigenen Augen. Da jüdische Selbstzeugnisse jener Zeit, die nicht erst retrospektiv entstanden, äußerst selten seien, wie Gasser betont, biete Kewalls Tagebuch vielfältige Möglichkeiten, den Lebenswelten sowie den politischen und religiösen Vorstellungen eines bildungsbürgerlichen Juden um 1850 nachzuspüren.

Louise Hechts Studie zum deutsch-jüdischen Schulsystem in den böhmischen Ländern ist schließlich der einzige Beitrag, der den gesamten geografischen Raum der Tagung abdeckt. Er stellt im Wesentlichen eine Synthese der von der Verfasserin und anderen geleisteten Forschung auf diesem Gebiet dar und vermittelt plastische Einblicke in den ideologischen wie didaktischen Konflikt um säkularisierte Bildungskonzepte und den von den Maskilim (jüdischen Aufklärern) so viel gescholtenen Cheder (traditionelle erste Ausbildungsstätte für jüdische Jungen).

Kritisch vermerken ließe sich insbesondere das Fehlen einer programmatischen Einleitung, die die einzelnen, thematisch und konzeptionell unterschiedlich ausge-

richteten Beiträge zusammenfasst und in einen breiteren Fachdiskurs einbettet. Denn das dem Sammelband vorangestellte Vorwort informiert lediglich über die technische Entstehungsgeschichte des Buches. Bedauerlicherweise bleiben die teilweise höchst interessanten Aufsätze daher im wahrsten Sinne des Wortes „Einzelstudien“ – bei einem flüchtigen Blick erweckt dies den unverdienten Eindruck eines „Potpourris“. Vor allem aber erschwert es potentiellen Lesern die Orientierung innerhalb des Bandes und somit auch dessen Rezeption.

Dessen ungeachtet eröffnet der Band bei näherer Lektüre zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen, die zu einer Erweiterung des hier angesprochenen Themenkreises und damit letztlich auch zu dessen Kontextualisierung beitragen könnten.

München

Martina Niedhammer

Fajt, Jiří (Hg.): Europa Jagellonica 1386-1572. Umění a kultura ve střední Evropě za vlády Jagellonů. Průvodce výstavou [Europa Jagellonica. Kunst und Kultur unter der Herrschaft der Jagiellonen 1386-1572. Ausstellungsführer].

Galerie Středočeského kraje, Kutná Hora 2012, 260 S., zahl. farbige Abb., ISBN 978-80-7056-172-0.

Was verbindet Kuttenberg (Kutná Hora), Warschau und Potsdam? Im konkreten Kontext zweierlei: Zum einen sind die Städte Stationen einer großen Ausstellung 2012/13 über eine Herrscherdynastie, die an der Wende vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit maßgeblichen Einfluss auf das Geschehen in Mittel- und insbesondere Ostmitteleuropa ausübte. Zum anderen stehen die Ausstellungsorte für drei Länder, die einst in die Herrschaftsgestaltung der Jagiellonen einbezogen waren. Kuttenberg, seit dem Hochmittelalter die Silberstadt Europas und zweite (heimliche) Hauptstadt des Königreiches Böhmen, erlebte zwei Blütezeiten: unter der Regierung des römisch-deutschen Kaisers und böhmischen Königs Karl IV. aus dem Hause Luxemburg und unter Wladislaw II. aus dem Geschlecht der Jagiellonen, die Kuttenberg ebenfalls große Bedeutung beimaßen und die Stadt seit 1471 mehrfach privilegierten. Die polnische Hauptstadt Warschau wurde unter den Jagiellonen aufgrund der zentralen Lage zwischen den beiden Hauptstädten Krakau und Wilna (Vilnius) immer wichtiger, vor allem in der Endphase der Herrschaftszeit der Dynastie nach dem Tod Sigismunds I., als dessen Witwe Bona Sforza 1548 ihren Hof vom Krakauer Wawel in das Schloss Ujazdowski in Warschau verlegte. Potsdam schließlich – konkret das Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte – steht eher symbolisch für die weitgespannten Heiratsverbindungen der Jagiellonen: Sofia etwa, die Tochter des polnischen Königs Kazimierz IV. Jagiełło, wurde 1479 mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg verheiratet. Die aufwändig inszenierte Hochzeit fand in Frankfurt an der Oder statt, wobei diese erste erfolgreiche Eheverbindung zwischen Hohenzollern und Jagiellonen das Verhältnis zwischen beiden Häusern nachhaltig befriedete.¹

¹ Der Katalog zur Ausstellung ist in drei Sprachen und inhaltlich zum Teil in etwas vonein-

Ohne jahrelange wissenschaftliche wie technisch-organisatorische und finanzielle Vorbereitung wäre diese tschechisch-polnisch-deutsche Gemeinschaftsausstellung nicht zustande gekommen. Vor allem das am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Ostmitteleuropa (GWZO) Leipzig angesiedelte Forschungsprojekt zur Kultur und Kunst der Jagiellonenzeit verdient Erwähnung, zumal hier in den Jahren von 2000 bis 2006 annähernd 70 Wissenschaftler aus Europa und den USA unter der Leitung von Robert Suckale und Jiří Fajt eine mittlerweile gut 900 Objekte umfassende Datenbank zu Kunstwerken der Jagiellonenzeit erarbeitet haben, die das Fundament der Ausstellung bildet.²

Alles begann mit dem Akt von Krėva, der – bei allen Unklarheiten in der Quellenüberlieferung – die Personalunion Litauen-Polen begründete, Polen dabei in einer augenblicklichen Phase politischer Schwäche antraf und Litauen als letztes heidnisches Land Europas der Christianisierung öffnete. Dem dynastischen Übergang von den polnischen Piasten zu den Jagiellonen kommt eine wegweisende Bedeutung zu, trat das neue Königsgeschlecht doch ein großes Erbe an und entfaltete neue Strahlkraft.

Der Katalog bzw. die 300 Exponate der Ausstellung gelten drei großen Fragen. Erstens: Wer waren die Jagiellonen? Hier stehen zunächst der Erwerb der polnischen Krone, der Aufstieg der Dynastie, deren Residenzen und eben der europäische Charakter der neuen Großdynastie im Fokus. Es geht also um Personen (u.a. Władysław III., Kazimierz IV., Matthias Corvinus, Wladislaw II. mit besonderer Schwerpunktsetzung angesichts seiner 45jährigen Herrschaft als Rex Bohemiae) und Residenzorte (Wilna, Krakau, Prag, Buda), verbunden stets mit der Frage, welche Kunstwerke im betreffenden Zeitraum im Herrschaftsgebiet der Jagiellonen entstanden, welche Zeugnisse für Kunst und Frömmigkeit gerade an der Schwelle zur Neuzeit vorliegen und was sich in ihnen zeigt. Dies bringt bereits die vor 1489 entstandene Holzfigur des hl. Christophorus von Veit Stoß zum Ausdruck, die am Eingang der Ausstellung steht. Ihren Abschluss bildet wiederum die 1530 entstandene Holzschnitzerei des „Tödleins“, die die Begegnung des spätmittelalterlichen Menschen mit dem plötzlichen Tode symbolisiert und bereits einen anderen Akzent setzt: Sie vermittelt – auch vor dem Hintergrund des umfassenden gesellschaftlichen Wandels – die Einsicht, dass menschliches Bemühen stets vergeblich bleibt. Immer wieder faszinieren – neben hervorragend präsentierten Holschnitzarbeiten, Tafelbildern, Schriftzeugnissen und liturgischen Geräten – Herrscherporträts, darunter jenes des böhmischen und ungarischen Königs Ludwig II., das Hans Krell 1526 schuf, in jenem Jahr, in dem der Jagiellone Ludwig auf dem Schlachtfeld bei

ander abweichenden Versionen erschienen. Der deutsche (Potsdamer) Katalog ist nicht nur 60 Seiten schmaler, sondern setzt auch andere Akzente als der polnische und tschechische – etwa mit Blick auf die Eheverbindungen der Jagiellonen mit Fürstenhäusern im Hl. Römischen Reich. Vgl. *Europa Jagellonica. Kunst und Kultur Mitteleuropas unter der Herrschaft der Jagiellonen 1386-1572*. Potsdam 2013 (hier vor allem S. 125-142). Als Herausgeber zeichnet auch hier Jiří Fajt verantwortlich.

² In der Reihe *Studia Jagellonica Lipsiensia* liegen mittlerweile zehn Bände vor, die die Kunst und Kultur der Jagiellonenzeit sowohl unter regionalen Aspekten als auch in komparativer Sicht beleuchten.

Mohács gegen die Osmanen fiel, wodurch Böhmen dauerhaft an das österreichische Herrscherhaus ging.

Zweitens: Wo herrschten die Jagiellonen? Die von der polnisch-litauischen Großdynastie regierten Länder erfassten um 1500 große Gebiete des Kontinents und bildeten eine Art Bindeglied zwischen West und Ost, Nord und Süd, wobei Ostmitteleuropa in der Ausstellung eindrucksvoll als ein staatlich-administratives Gebilde und Kulturregion präsentiert wird. Natürlich richtet sich in der tschechischen Ausstellung der Blick besonders auf Prag und Kuttenberg, die nach partieller Überwindung der Folgen der Hussitenkriege wieder einen Aufschwung erlebten, der sich auch in der Kunst niederschlug. Doch auch weitaus weniger bekannte Städte und Regionen, darunter Lemberg, die Lausitzen, Oberungarn oder Siebenbürgen profitierten von der Kunstsinnigkeit und religiösen Toleranz der Jagiellonen.

Drittens: Was bewegte das jagiellonische Europa? Eine der wirtschaftlichen Grundlagen für die Blüte der Künste im Untersuchungszeitraum bildete der Bergbau, die mitteleuropäischen Bergstädte wurden zum Motor der technischen und gesellschaftlichen Entwicklung, die aber auch himmlischen Beistand erforderte. Gerade am Beispiel Kuttenbergs lässt sich das Wechselverhältnis von wirtschaftlichem Aufschwung und kultureller Blüte aufzeigen, wie Josef Macek es aus anderer Perspektive bereits vor Jahrzehnten getan hat.

Dass der Ausstellung und den damit präsentierten Ergebnissen, die in dem vorliegenden Katalog und weitergehenden institutionalisierten Forschungen dauerhafter Bestand zukommen wird, dürfte unbestritten sein. Indem Ausstellung und Katalog die Innovationsregionen Mittel- und Ostmitteleuropas als ein „Beziehungsgeflecht vielfältiger, sich kreuzender kultureller Einflüsse“ zeigen, rücken sie lange vergessene Kunstschätze von europäischem Rang ins Blickfeld, präsentieren sie „neue“ Künstlernamen und lassen sie mitunter periphere Kunstregionen wieder auftauchen.³ Dies ist ein nicht hoch genug zu lobendes Verdienst!

Leipzig

Thomas Krzenck

Krzenck, Thomas: Johannes Hus. Theologe, Kirchenreformer, Märtyrer.

Muster-Schmidt Verlag, Gleichen, Zürich 2011, 204 S., 8 SW-Abb. (Persönlichkeit und Geschichte 170), ISBN 978-3-7881-3033-6.

Am 6. Juli 2015 jährt sich der Tod des Prager Magisters Jan Hus zum 600. Mal. Für 2014 und 2015 befinden sich daher Arbeiten und Konferenzen zum Konstanzer Konzil und zu Jan Hus in Vorbereitung. Den Reigen der deutschen Veröffentlichungen hat ein knappes Lebensbild aus der Feder des Leipziger Historikers Thomas Krzenck eröffnet. Der Verfasser hat längere Zeit an dem von Alexander Patschovsky an der Universität Konstanz initiierten und in Kooperation mit tschechischen Kollegen geleiteten DFG-Projekt „Repertorium fontium Hussitarum“ mitgearbeitet und selbst eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte des Hussitismus

³ So in der Besprechung von Irmela Spelsberg in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 04.06.2013, 27.

veröffentlicht. Hieran und an zahlreiche Titel jüngerer Datums kann er anknüpfen: So ist 2010 in der renommierten International Library of Historical Studies die umfangreiche Biografie „Jan Hus. Religious Reform and Social Revolution in Bohemia“ von Thomas A. Fudge erschienen, der bereits mit den Büchern „Magnificent Ride. The First Reformation in Hussite Bohemia“ (1998) und „The Crusade Against the Heretics in Bohemia, 1418-1437“ (2003) sowie mit zahlreichen Aufsätzen als Kenner des Hussitismus hervorgetreten ist.

Krzenck zeichnet in seiner sachlich nüchternen Biografie nach einer einleitenden Darstellung der böhmischen Verhältnisse im „scheinbar“ Goldenen Zeitalter Karls IV. Hussens Weg von seinem Geburtsort Hussinetz über Prag und das südböhmische Exil zum Konstanzer Konzil in fünf Schritten nach. Das Schlusskapitel unter dem Titel „Nachleben und Mystifizierung, Verdammung, ‚Rehabilitierung‘“ beinhaltet einen gelungenen Überblick über die Husforschung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Eine Zeittafel und eine knappe Liste des einschlägigen Schrifttums schließen das Bändchen ab. Hus erscheint danach als ein noch ganz in den mittelalterlichen theologischen Denkformen beheimateter Universitätsgelehrter, charismatischer Prediger und entschiedener Anhänger der Kirchenreform, dessen menschliches Schicksal zu einem Meilenstein in der nationalen wie europäischen Geschichte wurde. Hus war nicht nur ein passives Opfer: Durch seine Entscheidung für den Scheiterhaufen avancierte Hus, ohne dass er dies beabsichtigt hätte, zu einem Mitschöpfer einer historischen Epoche. Hus war physisch tot, doch die nachfolgenden Ereignisse in seiner böhmischen Heimat zeigten mit aller Deutlichkeit, dass der Kampf um seine reformatorischen Vorstellungen und Ziele unter dem Banner „Die Wahrheit siegt“ erst richtig begonnen hatte (S. 182 f.). In Übereinstimmung mit den von Jiří Kejř getroffenen Feststellungen zum Konstanzer Prozess (Die Causa Johannes Hus und das Prozessrecht der Kirche, 2005) ist für Krzenck eine „rechtliche Rehabilitierung“ Hussens nicht möglich; seine „moralische Rehabilitierung“ sei aber bereits mit den Äußerungen Papst Johannes Pauls II. zur sittlichen Integrität Hussens anlässlich des hussitologischen Symposiums in Rom an der Jahreswende 1999/2000 erfolgt (S. 200).

Krzencks Hus-Buch bietet keine neuen Forschungsergebnisse, gibt aber durchaus Anregungen zu weiterer Beschäftigung mit Einzelfragen, so z. B. dem Aufenthalt Hussens am Rhein im Gefolge König Wenzels IV. bei dessen Reise nach Frankreich im Jahr 1398. Hus erwähnt den Aufenthalt selbst in seiner Auslegung des 1. Petrusbriefs (3,1-7), in der er zu allzu luxuriösem Schmuck der Frauen Stellung nimmt und dabei erwähnt, solchen Prunk am Rhein selbst gesehen zu haben (S. 38 f.). Hussens Reise, auf die Václav Flajšhans bereits 1915 hingewiesen hat, verdient im Hinblick auf eine möglicherweise in Köln erfolgte Begegnung mit der *Devotio moderna* noch nähere Beachtung.¹

¹ Zur Reise *Krofta*, Kamil: *Francie a české hnutí náboženské*. Praha 1935, 29 f.; *Spinka*, Matthew: *John Hus. A Biography*. Princeton N. J. 1968, 42 f., 209; *Bartoš*, František M.: *Das Geburtsjahr Hussens und das Problem seiner Jugend*. Denkschrift zum III. Symposium Pragense. Praha 1969, 9 f.; *Machilek*, Franz: *Ergebnisse und Aufgaben moderner Hus-Forschung*. Zu einer neuen Biographie des Johannes Hus. In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung (ZfO)* 22 (1973) 302-330, hier 306.

Der bei den Publikationen der Reihe „Persönlichkeit und Geschichte“ übliche Verzicht auf Anmerkungen ist hier (wie auch sonst) bedauerlich. Gelegentlich hat Krzenck bei Zitaten den Verfasser namentlich angeführt; so etwa auf Seite 67 bei den Angaben über die Prager Einwohnerschaft, die er aus Jaroslav Mezníks Buch „Praha před husitskou revolucí“ (Prag vor der hussitischen Revolution, 1990) übernommen hat, welches allerdings im Literaturverzeichnis fehlt. Gelegentlich verwendet Krzenck ungewohnte Formulierungen; so spricht er z.B. vom „papstchristlichen Europa“ (S. 43). Auf Seite 38 muss es heißen „aufwendig“ (statt „auswendig“), S. 87 „Tractatus“ (statt „Traktatus“), S. 190 „Documenta“ (statt „Documenti“). Der Titel der im Jahr 1400 von Hus auf einen seiner Schüler – wahrscheinlich Martinus Cunssonis de Praga – gehaltenen Promotionsrede lautet „Veniat cuculus, clarissimus ales“ (nicht: Veniat cuculus, clarissimus dies); die deutsche Übertragung Krzencks geht jedoch vom richtigen Titel aus (S. 35). Insgesamt bietet das Bändchen bei aller Kürze einen gelungenen Einstieg in die Materie.

Erlangen

Franz Machilek

Frankl, Michal/Toman, Jindřich (Hgg.): Jan Neruda a Židé. Texty a kontexty [Jan Neruda und die Juden. Texte und Kontexte].

Akropolis, Praha 2012, 208 S., ISBN 978-80-7470-009-5.

Der Dichter, Prosaiker und Feuilletonist Jan Neruda (1834-1891) gehört nach wie vor fest in den tschechischen Literaturkanon. Als Autor der liebenswerten, realistischen „Kleinseitner Geschichten“ (entstanden zwischen 1867 und 1878) ist er auch über den tschechischen Sprachraum hinaus bekannt geworden. Es ist begrüßenswert, dass ein Prager Kolloquium von Historikern, Literaturhistorikern und Antisemitismusforschern der Frage nach antijüdischen Stereotypen bei Neruda nachgegangen ist und dabei auch den breiteren Kontext der Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts in den Blick genommen hat. Die Teilnehmer, um es gleich vorweg zu sagen, sind der Aufgabe auf hohem Niveau, mit ausgezeichnetem Problembewusstsein nachgekommen.

Es ging vordergründig um Nerudas antijüdisches Pamphlet „Pro strach židovský“ (Wegen der jüdischen Angst, eventuell auch: der Angst vor den Juden), ursprünglich fünf Feuilletons in der nationalliberalen Zeitung „Národní listy“ von 1869. Das Pamphlet, immerhin bis 1958 zwölfmal (!) aufgelegt, wurde gern als belanglose Entgleisung des Schriftstellers der kleinen Leute, als Nebenprodukt tschechischer Polemik gegen deutsch-liberale Arroganz, bzw. einen vordringenden skrupellosen Kapitalismus, verharmlost. Dieser Hintergrund war durchaus relevant, konkret der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 und die dadurch ausgelösten tschechischen Frustrationen; Zweifel an der Echtheit der Königinhofer/Grünberger Handschriften in der deutschen liberalen Presse haben diese fast zur Weißglut gesteigert. In dieser Atmosphäre erwies sich bei den tschechischen Nationalliberalen die nationale Komponente als die eindeutig stärkere und die Haltung zum Judentum als „Lackmustest“.

Neruda selbst beteuert 1869 seine einstigen projüdischen Sympathien, fügt aber unmissverständlich hinzu, er habe seinen „unbedingten Glauben an allgemeine Hu-

manität und Freisinn ins Reich der Poesie verwiesen“: „heute leben wir in der nackten Wahrheit, in politischer Feindschaft mit einem uns in allem vollkommen fremden Volk“ – dem jüdischen. Die Juden sind ihm keine zu respektierende, vielleicht zu erziehende Minderheit, sondern ein sich überall gleichbleibendes, in sich geschlossenes, herrschsüchtiges Element; es geht nicht um dessen Emanzipation, sondern um die Emanzipation vom Judentum.

Neruda zeigt sich als Kenner der zeitgenössischen, insbesondere deutschen anti-jüdischen Literatur, einschließlich Wagners „Judentum in der Musik“. Es mag sein, dass es in erster Linie sein Sozialgefühl war, das ihn zum Antisemitismus (avant le terme) geführt hatte, konzediert auch Michal Frankl, daher sein Ruf nach nationalen Kredit- und Konsumgenossenschaften zur Abwehr von „Wucher“ und jüdischer „Übermacht“. Es gibt aber auch in seinem übrigen Werk verstreute anti-jüdische Invektiven, die über eine – verbreitete – soziale Judenfeindschaft hinausgehen. Jindřich Toman weist z.B. auf Nerudas Reise- und Parlamentsfeuilletons hin, in denen die jüdische Physiognomie als abstoßend oder lächerlich empfunden, auch kulturelles nationales „Zwittertum“ zurückgewiesen wird. Marek Nekula führt diese Argumentationsreihe fort mit Nachweisen negativer jüdischer Stereotype in Nerudas klassischen „Kleinseitner Geschichten“; er besteht auf Nerudas Kennzeichnung als „Antisemiten“, da dieser mit einer unveränderlichen (bösen, ja „blutrünstigen“) jüdischen „Natur“ argumentiert und das Bild des Juden geradezu als Kontrast zum Bild einer idyllischen Volksgemeinschaft verwendet. Instruktiv und unter Heranziehung einschlägiger Antisemitismus-Literatur sowie mitteleuropäischer Emanzipationsproblematik werden diese Einsichten von Kateřina Čapková konkretisiert, die vor allem die Beziehung der tschechischen Nationalbewegung zu Siegfried Kapper untersucht: Dessen Sammlung „České listy“ (1846) wurde bekanntlich von Karel Havlíček als fremd zurückgewiesen, drei Jahrzehnte später jedoch wurde Kapper, ausgerechnet in Nerudas Nekrolog von 1879, für die tschechische Bewegung reklamiert.

Hochinteressantes Material über den Prager Verleger und Politiker David Kuh, Herausgeber des „Tagesboten aus Böhmen“, hat Václav Petrbock zusammengetragen. Der ursprünglich der tschechisch-jüdischen kulturellen Gegenseitigkeit nicht abgeneigte 1848er Demokrat und Mitbegründer der Deutschen Freiheitlichen Partei (aber auch des Prager „Deutschen Casinos“ und des „Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“) hatte eine analoge Wendung zum Nationalismus vollzogen und wurde zur beliebten Zielscheibe tschechischer Polemiken und Satiren. Petrbocks Recherche zufolge hat Neruda am anti-jüdisch gefärbten Feindbild Kuh maßgeblich mitgewirkt: Dass die Attacken Ausdruck enttäuschter Erwartungen, ja einstiger Zuneigung waren, darf man zugunsten des Heine-Liebhhabers Neruda annehmen. Wesentlicher ist die tabufreie Klärung der Umstände, unter denen sich ein aggressiver Nationalismus herausbildete, der schließlich auf beiden Seiten den „Glauben an allgemeine Humanität und Freisinn ins Reich der Poesie verwies“ (Neruda). Es ist verdienstvoll, dass der mutige Band im Anhang Nerudas Pamphlet von 1869 zugänglich macht und eine reichhaltige Literatur zum Kontext enthält.

David, Zdeněk V.: Realism, Tolerance and Liberalism in the Czech National Awakening. Legacies of the Bohemian Reformation.

Woodrow Wilson Center Press/Johns Hopkins University Press, Baltimore 2010, 479 S., ISBN 978-0-8018-9546-3.

Zdeněk Davids großes Werk, das Resultat vieler Jahrzehnte intellektueller Arbeit, lässt sich nicht einfach auf einen Nenner bringen: Es handelt sich um eine Geschichte des philosophischen Denkens in Böhmen, die ganze Jahrhunderte in den Blick nimmt, und zugleich um einen Essay über das Verhältnis zwischen der böhmischen Reformation und der tschechischen politischen Kultur des 19. Jahrhunderts. Dazu kommen bemerkenswerte (philosophische) Spekulationen über die Frage, ob die nationale Entwicklung, die im Geiste Tomáš Garrigue Masaryks als metahistorisches Geschehen aufgefasst wird, kontinuierlich ablief oder unterbrochen wurde. David spricht in diesem Zusammenhang nicht von Humanität, sondern „nur“ von Toleranz, die aus dem gemäßigten (böhmischen) Utraquismus geboren worden sei. Damit setzt er im Grunde genommen die altbekannte Diskussion zwischen Masaryk und Josef Pekař über den „Sinn der tschechischen Geschichte“ fort, nur dass er sich auf anderen theoretisch-philosophischen Grundlagen bewegt als diese und seine Thesen mit Zitaten von Zeitgenossen und Verweisen auf wissenschaftliche Autoritäten unserer Tage untermauert.

David versucht die hundert Jahre alten apodiktischen Urteile der einstigen Gegner nicht nur post mortem zu entschärfen, sondern auch auf eine verständlichere Ebene zu überführen, auf der sich diese Konflikte einfacher lösen lassen. Damit steht sein Werk in der gegenwärtigen tschechischen Philosophie, Soziologie und Historiografie, in der diese intellektuelle Spur als abgeschlossene Geschichte gilt,¹ weitgehend allein. Das ist insofern nicht erstaunlich, als David seit mehr als 60 Jahren in den USA und damit in einem gänzlich anderen Umfeld lebt, vielleicht auch in einer gewissen intellektuellen Vereinsamung. Aus Prager Sicht erscheint sein Projekt als Sackgasse, was nicht ganz gerecht sein mag, und so wird es in Davids alter Heimat keine Fortsetzung, ja vielleicht nicht einmal eine angemessene Würdigung erfahren.²

Das zentrale Thema dieses Buches ist die Suche nach der intellektuellen Verbindungslinie zwischen der böhmischen Reformation und der österreichisch-böhmischen katholischen Aufklärung Ende des 18. Jahrhunderts. Zugleich wirft es anspruchsvolle philosophisch-historische Fragen auf, die stets umstritten sein werden, wie die nach dem Grund für den Widerstand des österreichischen universitären Milieus gegen die Rezeption der klassischen deutschen Philosophie oder für die

¹ *Havelka, Miloš* (Hg.): *Spor o smysl českých dějin 1895-1938* [Der Streit um den Sinn der tschechischen Geschichte 1895-1938]. Praha 1995. – *Ders.*: *Max Weber a počátky sociologie náboženství. Úvodní studie* [Max Weber und die Anfänge der Religionssoziologie. Einleitende Studie]. In: *Weber, Max: Sociologie náboženství* [Religionssoziologie]. Praha 1998, 8-120. – *Havelka, Miloš*: *Dějiny a smysl. Akcenty a posuny české otázky 1895-1989* [Geschichte und Sinn. Akzente und Verschiebungen der tschechischen Frage 1895-1989]. Praha 2002.

² Vgl. den Schluss der Rezension von Jiří Kořalka auf H-Soz-u-Kult, www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-3 (12.9.2011, letzter Zugriff 09.10.2013).

Ablehnung und das Unverständnis, die das tschechische patriotische Milieu Meisterwerken der Romantik wie Máchas „Máj“ entgegenbrachte.³

David's Hauptthese lautet, dass in der tschechischen Geschichte kontinuierlich intellektuelle Transfers stattfanden. Der verborgene Sinn dieser Geschichte sei – anders als Masaryk behauptete –, keineswegs in den rigiden Ideen der Brüderunität zu suchen, sondern in der mittleren Strömung der böhmischen Reformation, also im Utraquismus. Die Aufklärung habe dessen Devisen erneut entdeckt, rehabilitiert und verbal auch wiederbelebt und in die moderne Zeit übertragen. Denken wir David weiter, ist klar, dass er eine Sicht auf den Begriff Nation, wie sie beispielsweise Ernest Gellner oder Eric J. Hobsbawm einnehmen, grundsätzlich ablehnt. Für ihn ist die Nation eben kein intellektuelles Konstrukt des vorvergangenen Jahrhunderts, sondern ein nachgerade lebendiges Wesen, das dank der Tätigkeit seiner intellektuellen Eliten beziehungsweise durch Übertragung von Texten aus der Vergangenheit in die Gegenwart eine neue Qualität annimmt. Daher sieht er die sogenannte nationale Wiedergeburt als „Reinkarnation des Goldenen Zeitalters“ Böhmens im 16. Jahrhundert.⁴ Diesen Zugang hat er selbst einmal als „metaphysisch agnostisch und ontologisch nominalistisch“ bezeichnet.⁵ Seinem Verständnis zufolge bildete die Gegenreformation einen Einschnitt, der das Streben der intellektuellen Elite nach Erzielung allgemein gültiger liberaler Werte und Institutionen gewaltsam unterbrach, eines Weges, den die Intellektuellen der Aufklärung bewusst und auch unbewusst erneut geöffnet hatten.

Das grundsätzliche Problem dieser These liegt in ihrer Begründung: Wie können die Mechanismen dieser Übertragung kultureller und politischer Werte identifiziert werden? Die Lösung, die David mit der Analyse der Neudrucke der grundlegenden Schriften aus dem 16. Jahrhundert, der Reproduktionen dieser Texte in Universitätslehrbüchern, der Verherrlichung der böhmischen Reformation durch die kritische Geschichtsschreibung und die schöne Literatur anbietet, erscheint analytisch allzu traditionell und wenig befriedigend. Schließlich wirkten auch das wachsende allgemeine Bildungsniveau und die Senkung der Preise für den Buchdruck in diese Richtung. Doch hier kommt David die anregende Theorie des britischen Philosophen Collingwood zur Hilfe: Im sogenannten „re-enactment“, also im erneuten Abspielen oder der Wiederaufnahme vergangener Denkmodelle bei der Lektüre von Texten aus der fernen Vergangenheit beginne der Leser genau auf die Weise zu denken, wie es der Autor intendiert hatte, womit intellektuelle Vergangenheit zu etwas werde, das Zeitgenossen nachvollziehen und vollenden könnten. Ideen der Vergangenheit würden damit in der Gegenwart neues Leben gewinnen.⁶ Im tschechischen Fall hieße das, dass sich in den Köpfen der Aufklärer und sogenannten

³ David, Zdeněk V.: Karel Mácha's Philosophical Challenge to the Catholic Enlightenment in Bohemia. In: Sborník Národního muzea v Praze, řada C. Literární historie 56 (2011) H. 1-2, 3-14.

⁴ Ders.: Národní obrození jako převtělení Zlatého věku [Die nationale Wiedergeburt als Reinkarnation des Goldenen Zeitalters]. In: Český časopis historický 99 (2001) H. 3, 486-518.

⁵ *Ebenda* 487.

⁶ Collingwood, Robin George: *The Idea of History*. Oxford 1993.

Erwecker des 19. Jahrhunderts ältere Ideen und Wertsysteme erneut festsetzen, wobei es bemerkenswert ist, dass sich gerade (und nur) katholische Gelehrte (zum Beispiel Kaspar Royko, Augustin Zitte und Josef Dobrovský) für die „Reinkarnation“ des Goldenen Zeitalters der tschechischen Literatur und die Rehabilitierung des geistigen Utraquismus begeisterten.

David bezeichnet diese Gedankentransfers nicht als „Tradition“, sondern als „legacies“, womit er andeutet, dass er sie als unzerstörbares geistiges Erbe versteht, das eine „Auferstehung“ im Denken des Lesers erfährt. In diesem Sinne handelt es sich tatsächlich um eine Wiedergeburt oder Neugeburt (Jakub Malý) alter geistiger Botschaften und um eine Art neu erklärter Wiederkehr der Terminologie der „Ideologen“ der tschechischen nationalen Wiedergeburt, welche seinerzeit natürlich eine „Katechisierung“ durchlaufen haben, die stets den Gekreuzigten mit dem Auferstandenen verband und die Auferstehung zum größten Ereignis erklärte.

Das zweite Ziel dieses Buches besteht darin, zwei bedeutende geistige Entwicklungen freizulegen, die die intellektuelle Gestalt Mitteleuropas seit dem 19. Jahrhundert in entscheidender Weise geprägt haben: zum einen eine empiristische Strömung, die in der Regel als „österreichische Tradition“ bezeichnet wird, zum anderen eine Strömung, die zum metaphysischen Nachdenken neigte, die sogenannte „deutsche Tradition“. Dieser etwas schematischen Auffassung zufolge teilte sich – hier steht David mit seiner Sicht nicht allein – die Philosophie nach Kant im deutschsprachigen Raum in zwei unterschiedliche Richtungen. Die eine geistige Linie führte von Kant, Fichte, Hegel und Schelling zu Heidegger, Adorno und Bloch, die andere von Bolzano, Mach und Meinong zu Wittgenstein, Neurath und Popper. Hier wird Bernard Bolzano, dessen Bildnis auch den Buchumschlag zielt, zur tragenden Figur in Davids „Erzählung“, wobei jedoch nicht Bolzanos „Philosophie“ Thema ist, sondern dessen intellektuelle Ausstrahlung und vor allem sein „Kampf“ gegen Kant, Fichte und Schelling sowie die Gründe für seine Übereinstimmung mit Herbart und Exner. Der böhmisch-österreichische Antihegelianismus wird eher positiv bewertet, als eine autonome Erscheinung, die aus anderen Wurzeln als der deutsche spekulative Idealismus hervorging. David führt die ganze Konstruktion dann zu einem interessanten Schluss, nämlich zu der These, dass auch Masaryk fest auf dem Boden der österreichischen philosophischen Tradition stand. Seine philosophischen Ansichten hatten zwar nur ganz am Rande Berührungspunkte zu Bolzano, doch waren Masaryks Lehrer (vor allem Franz Brentano) in erheblichem Maße durch das philosophische Werk und das pädagogische Wirken Bernard Bolzanos geprägt worden.

Man kann Davids Buch natürlich als belesen, gelehrt, geistreich, resümierend und gründlich charakterisieren, wie das bereits andere Rezensenten getan haben. Auch auf die Bedeutung des Anmerkungsapparats sollte verwiesen werden, der gleichberechtigt neben dem Text steht und so manches heuristische Geheimnis in sich birgt, das unserem Internetzeitalter für immer entgehen wird.

Ich vermute, dass sich Davids philosophisch-historische Deduktionen in einer Art unvollendeter dialektischer Dreifaltigkeit abspielen, indem sie konsequent nur „These“ und „Antithese“ ausführen und die abschließende „Synthese“ durch die oben erwähnten „legacies“ ersetzen. Als wollte Zdeněk David auch von der forma-

len Seite her den zweiten Sinn seines Buches erfüllen, das eben keine idealistischen Spekulationen betreibt und dadurch für den Mitteleuropäer genauso verständlich ist wie einst für die Zeitgenossen des Vormärz der praktische „ontische, epistemologische“ und realistische Herbartianismus und Bolzanos Lebensethik und logischer Realismus. Dadurch wird David selbst zu einem Gesandten der von ihm so genannten „global legacy of Bohemian Anti-Hegelianism“, auch mit Blick auf Masaryks Suche nach dem Sinn der Geschichte.

Prag

Milan Hlavačka

Fellner, Fritz/Corradini, Doris A. (Hgg.): Schicksalsjahre Österreichs. Die Erinnerungen und Tagebücher Josef Redlichs 1869-1936.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2011, 1622 S., ISBN 978-3-205-78617-7.

Die politischen Tagebücher des Juristen und Politikers Josef Redlich – 1869 geboren in Göding (Hodonín), 1936 gestorben in Wien – bilden ein facettenreiches Zeitzeugnis für die letzten Jahre der Habsburgermonarchie. Fritz Fellner hat sie bei Böhlau neu herausgegeben. Damit steht der Edition aus den fünfziger Jahren „Schicksalsjahre Österreichs 1908-1919. Das politische Tagebuch Josef Redlichs“, die bereits von ihm betreut worden war, nun die gemeinsam mit Doris A. Corradini besorgte Auflage „Schicksalsjahre Österreichs. Die Erinnerungen und Tagebücher Josef Redlichs 1869-1936“ gegenüber. Doch der identische Haupttitel täuscht. Das aufbereitete Material ist um ein Vielfaches umfangreicher, der zeitliche Rahmen breiter. Zudem haben die Herausgeber den früheren, noch von Redlich vorgesehenen Schwerpunkt auf dem Politischen aufgegeben. Das Tagebuch wurde stattdessen im Zusammenhang mit den Aufzeichnungen über Persönliches und Gesellschaftliches belassen und um das autobiografische Fragment „Aus dem alten Österreich. Erinnerungen und Einsichten“ sowie um Briefe an eine Jugendfreundin ergänzt. Dadurch treten neue Aspekte in den Vordergrund, z.B. Redlichs Nachdenken über Religion. Die Quellen spiegeln das breite wissenschaftliche, gesellschaftliche und persönliche Netzwerk des Autors. Unter den Persönlichkeiten, die dem Leser in den Aufzeichnungen regelmäßig begegnen, befinden sich der k. k. Außenminister Aloys Aerenthal, der Verwaltungsjurist Joseph Maria Baernreither, der Zeitungsmogul Moritz Benedikt, ferner Theodor Herzl, Hugo von Hofmannsthal, Karel Kramář, Gustav Mahler, Tomáš G. Masaryk, Robert W. Seton-Watson, Arthur Schnitzler und viele andere.

Dank der Vielfalt der Quellentexte – Erinnerungen, Tagebücher, Briefe sowie Auszüge aus der wissenschaftlichen Kladde – ist die Ausgabe abwechslungsreich zu lesen. Der Anspruch der Herausgeber, mit der „Neuedition eine aus Quellen zusammengestellte ‚Autobiographie‘“ (S. XI) zu schaffen, konnte eingelöst werden. Leider wurden die Trennlinien zwischen neu aufgenommenen und beibehaltenen Passagen editorisch nicht gekennzeichnet. Das mag der Lesbarkeit zuträglich sein, nicht aber dem wissenschaftlichen Vergleich, sind die zusätzlichen Materialien doch mehr als bloße, das bereits bestehende Bild abrundende Ergänzungen. Die Einführung in Redlichs „Leben und Werk“ am Ende der drei Bände ist instruktiv,

nimmt inhaltlich auf die ergänzten Erzählstränge der Neuauflage aber ebenfalls keinen Bezug. Dass die Geburtsstadt Redlichs mal Mähren, mal der Slowakei zugeordnet wird (Bd. 1, S. IX), zeugt unfreiwillig davon, wie verschwommen die topografisch-politischen Grenzlinien der Habsburgermonarchie mittlerweile im Bewusstsein sind. Redlichs Bezüge zum Slowakischen markieren vor allem eine sprachliche Affinität. Dieses ist für Redlich „die Sprache der ersten Kindheit“, von der er später, nunmehr von der mährischen Mehrsprachigkeit ins vom Deutschen dominierte Wien gewechselt, wehmütig bemerkt, diese „hätte man mich nicht vergessen lassen sollen“ (Bd. 1, S. 114).

Die Perspektive der Tagebücher, Erinnerungen und Aufzeichnungen folgt Redlichs doppelter Laufbahn als Wissenschaftler und Politiker. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften in Wien, Leipzig und Tübingen sowie Studienaufenthalten in England strebte Redlich zunächst eine akademische Karriere an. Inspiriert durch die Werke des preußischen Staatsrechtlers Rudolf von Gneist begann Redlichs Beschäftigung mit der englischen Selbstverwaltung. In methodisch scharfer Abgrenzung zu Gneist und zur Rechtswissenschaft seiner Zeit, insbesondere zur deutschen Philosophie, welche laut Redlich immer alles auf ein theoretisches Prinzip und einen Grundsatz zurückführen wolle, schrieb Redlich seine Studie über die „Englische Lokalverwaltung“ aus der Perspektive der Verwaltungswirklichkeit. Dieses Werk diente Redlich als Ausgangspunkt seiner zahlreichen Reformideen für die Verwaltung und Länderautonomie im Habsburgerreich. Für den „Verein für Socialpolitik“ verfasste er ein Buch zum österreichischen Kommunalrecht, es folgte die thematisch verwandte Schrift über das „Wesen der österreichischen Kommunalverfassung“. Dennoch war es bereits Redlichs Erstlingswerk über die englische Lokalverwaltung, das ihn international berühmt machte. Es wurde in rascher Folge ins Englische, Französische und Russische übersetzt und breit rezipiert. In Großbritannien gilt es bis heute als Klassiker.

Doch in Wien blieb Redlich die akademische Anerkennung verwehrt. Seine Bemühungen um eine Professur an der dortigen Universität scheiterten. Edmund Bernatzik empfahl ihm, nach Deutschland „hinauszustreben“ (Bd. 1, S. 122). Redlich steht damit in einer Reihe mit anderen international renommierten Juristen jüdischer Herkunft wie Georg Jellinek, die an der Wiener Universität gar nicht oder erst mit Verzögerungen reüssieren konnten.

Auch wenn Redlich durch familiären Besitz materiell abgesichert war, empfand er das Fehlen einer akademischen Anstellung als erhebliche Belastung. Das Bedürfnis, öffentlich zu wirken und etwas zu bewirken, ließ ihn schließlich die politische Laufbahn einschlagen (Bd. 1, S. 183). Ab 1905 Abgeordneter des mährischen Landtags, ab 1907 auch des Reichsrats, avancierte Redlich zum anerkannten Fachmann für Fragen der Verwaltungs- und Finanzreform der westlichen Reichshälfte. Er nahm an den Ausgleichsverhandlungen zwischen Österreich und Ungarn teil und stieg über diese Tätigkeit allmählich zum informellen außenpolitischen Berater am Ballhausplatz auf. Dem politischen Ruhm folgte die ersehnte akademische Anerkennung. 1909 wurde Redlich ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Wien, im Jahr 1915 an der Universität Wien.

Die Doppelgleisigkeit von Wissenschaft und Politik blieb prägend für ihn und der

Eintritt in die Politik hatte seinen Wahrnehmungskreis erweitert. Er unternahm teils private, teils von der Regierung beauftragte politische Reisen in das annektierte Bosnien, nach Serbien und nach Preußen und schrieb seine Erlebnisse im Tagebuch nieder. In Fragen des Ausgleichs mit Böhmen konsultierte man ihn ständig. Parallel dazu weilte er zu Vorlesungsreisen und mehrmonatigen wissenschaftlichen Gastaufenthalten in den USA, zumeist an der Harvard University.

Unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges wurde aus dem Vertreter eines stärker zentralisierten Reichs mit Länderautonomie ein Föderalist, aus dem Hurra-Patrioten ein Pazifist, der sich durch seine Friedenspolitik – aber auch durch seine neutrale Haltung im Hochverratsprozess gegen Karel Kramář Ende 1916 – den deutschnationalen Kreisen entfremdete. Kurzzeitig Finanzminister, nach Gründung der Republik Österreich aber politisch ins Abseits gestellt, verfasste Redlich noch zwei umfangreiche Bände über „Das österreichische Staats- und Reichsproblem“, bereits in Amerika für die Carnegie Foundation das Werk „Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkriege“ und eine Biografie Kaiser Franz Josephs. Ab 1926 lehrte Redlich vergleichendes Recht in Harvard und leitete das gleichnamige, neu gegründete Institut. Seine tiefe Verwurzelung in „Kakanien“ ließ ihn trotz des Erfolgs einsam bleiben. Österreich und vor allem Wien wurden zu einem Sehnsuchtsort, zu seiner „Vineta“ (Bd. 1, S. 3).

Neben den politischen Zeitläuften und dem lebendigen Bild vom gesellschaftlichen und kulturellen Leben Wiens, die hier aufscheinen, sind Redlichs Tagebücher auch als religionshistorisches Dokument interessant. Nach eigenen Worten aus einer „privilegierten“ Familie der Judengemeinde“ (Bd.1, S.7) kommend, war er 1903 zum Protestantismus übergetreten. In seinen Aufzeichnungen dieser Zeit findet sich darüber kein Wort. Redlich betonte immer wieder, seine „religiösen Empfindungen [seien] zweifellos schwach“ (Bd. 1, S. 23). Intellektuell setzte er sich allerdings Zeit seines Lebens intensiv und mitunter sehr polemisch mit Religion und Religiosität auseinander. Diese Teile seiner Aufzeichnungen sind auch deshalb aufschlussreich, weil er zeitgenössischen Zionisten als „Luegers Hofjude“ galt und noch kürzlich von dem Historiker Hans Peter Hye mit dem Etikett des „jüdischen Antisemiten“ belegt wurde.¹

Tatsächlich ist die Bewunderung Redlichs für den Wiener christlichsozialen, offen antisemitischen Bürgermeister Lueger frappierend (siehe Bd. 1, S. 348). Die in der Neuauflage erschienene Erstveröffentlichung der in Harvard niedergeschriebenen Erinnerungen „Aus dem alten Österreich“ gestattet auf diesen Charakterzug Redlichs allerdings einen differenzierenden Blick und zeigt, dass die Rede vom jüdischen Antisemiten zu kurz greift. Redlich vollzieht in seinen Erinnerungen nach, wie seine religiöse Einstellung vom Rationalismus und der Freisinnigkeit seiner Mutter beeinflusst wurde. Diese lehnte die jüdischen Speisegesetze ab, feierte die jüdischen Feste nicht und ging nur Redlichs Vater zuliebe einige Male in die Synagoge (Bd. 1,

¹ Hye, Hans Peter: „... Ich muss diesen Trotteln einmal die Wahrheit sagen“. Politik, Kultur und Gesellschaft in den Augen des (alt-)österreichischen Abgeordneten und Historikers Josef Redlich, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/HHye1.pdf>, S. 3 (letzter Zugriff 30.04.2013).

S. 24 f.). Die jüdische Lebenswelt seines Großvaters hatte auf Redlich einen altertümlichen Eindruck gemacht und auch für den Katholizismus konnte Redlich kein Verständnis entwickeln. Als „modern“ schätzte er allein den Protestantismus. Der katholische Gottesdienst erweckte in ihm ein „merkwürdiges Gefühl des Unheimlichen“, künstlerische martyrologische Darstellungen hatten für ihn etwas „Fremdartig-Grausiges“ (Bd. 1, S. 24). Noch Jahre später, als 1912 in Wien mit Massenveranstaltungen der Eucharistische Kongress gefeiert wurde, war Redlich vom Mystizismus im Katholizismus seiner Zeitgenossen schockiert (Bd. 1, S. 467 und 469).

Ganz offensichtlich war Redlich in antisemitischen Stereotypen gefangen. Seine politische Annäherung an das Lager der Christsozialen im Reichsrat bezeichnete er als Abrücken vom „Juden-Liberalismus‘ à la Hock und Sozialdemokraten“ (Bd. 1, S. 194). Von Journalisten der Boulevardpresse sprach er als von „schäbigen Individuen [...], die aus den mährischen und galizischen Ghettos nach Wien gekommen sind“ (Bd. 1, S. 348). In seiner Abneigung gegenüber Fachkollegen bediente er sich bei deren Charakterisierung antisemitischer Stereotype (Bd. 1, S. 148 f.). So konstatierte er etwa aus Anlass des Todes (sic) von Georg Jellinek, der ebenso wie er selbst zum Protestantismus konvertiert war, die Wurzellosigkeit des jüdischen Charakters: „Sein ganzes Wesen – durchtränkt von den Erbeigenschaften des Talmudistensohnes und -enkels – ermangelte der Bodenständigkeit, der festen Begrenztheit“ (Bd. 1, S. 346). Diese Passagen sind ohne Zweifel abstoßend. Doch finden sich auch mehrere Tagebuchstellen, die davon zeugen, dass Redlich aufmerksam und positiv registrierte, wenn Juden in der Politik einmal nicht benachteiligt wurden, so etwa 1914: „Am Tische neben uns die ungarischen Minister [...]: drei Juden! Man begreift den magyarischen Patriotismus der Budapester Juden“ (Bd. 1, S. 669). Den Antisemitismus der Deutschradikalen verurteilte er als „Konkurrenzneid der unfähigen österreichischen Beamtenschaft“ (Bd. 1, S. 362). Auf die Nachricht von Pogromen im Russländischen Reich im Jahr 1905 reagierte er mit Abscheu, die Stelle gehört zu den emotionalsten überhaupt:

Revolution in Russland: entsetzlich [...]! Und erst die Judenmorde, die Plünderungen der Judenhäuser, die Schändungen der Jüdinnen, das Zu-Tode-Martern der Judenkinder! Es ist grauenhaft! Keines von diesen „christlichen“ Völkern kann ohne Judenmord zu einer höheren Stufe gelangen: und was die Deutschen im 13. Jahrhundert getan, das tun die Klein- und Großrussen im 20. Jahrhundert. (Bd. 1, S. 169)

Allerdings, „Juden“ blieben für Redlich immer die anderen. Dass sein lange Zeit vergebliches Warten auf ein Ministeramt mit seiner abgelegten Konfession zu tun gehabt haben könnte, wollte er sich nicht so recht eingestehen (Bd. 2, S. 277).

Das Jahr 1933 markierte auch für Redlich eine schmerzliche Wende. Aus der beobachtenden Distanz von Harvard schrieb er an seine Jugendfreundin,

[...] die große Mehrheit der deutschen Männer und Frauen [hat] sich einem Wahnsinnigen in die Hände gegeben [...], der jetzt einen Hakenkreuz-Feldzug gegen die Juden führt: Ich fürchte, es ahnen wenige, welche entsetzlichen Ereignisse schon die nächsten Tage und Wochen bringen werden. (Bd. 2, S. 677)

Redlichs Sohn musste als Komponist seine Wirkungsstätte Berlin kurz darauf verlassen. Redlich selbst erlebte in Wien vor seinem Tod noch den „Anschluss“ Öster-

reichs an das Dritte Reich. Damit ist Redlichs „Autobiographie“ nicht nur ein wichtiges Zeitzeugnis für das letzte Jahrzehnt der Habsburgermonarchie, sondern auch – allerdings im Widerspruch zu Redlichs eigener Wahrnehmung – ein wichtiges Zeugnis für das Schicksal eines Politikers und Juristen jüdischer Herkunft.

München

Jana Osterkamp

Hanisch, Ernst: Der große Illusionist. Otto Bauer (1881-1938).

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2011, 478 S., ISBN 978-3-205-78601-6.

Otto Bauer. Was bleibt, ist sein Werk, die scharfsinnige Analyse der Gesellschaft seiner Zeit, der Intellektuelle als Person, ein Kraftwerk intellektueller Energien, die den provinziellen Horizont der meisten österreichischen Politiker weit überstiegen. Aus meiner Sicht – der größte Politiker-Intellektuelle in Österreich im 20. Jahrhundert. (S. 12)

Mit dieser Verneigung vor einem der führenden Sozialdemokraten der Habsburgermonarchie und wichtigen Politiker der ersten österreichischen Republik drückt Ernst Hanisch in der Einleitung seine Faszination für Otto Bauer aus, die ihn zu seiner Biografie motivierte. Abgesehen von einigen neueren Sammelbänden liegt zum ersten Mal eine wissenschaftliche Biografie zu Otto Bauer vor.

Bauer gehört zu den großen sozialdemokratischen Intellektuellen. Als Sohn eines Textilfabrikanten in Reichenberg und Meran aufgewachsen, studierte er Nationalökonomie und Rechtswissenschaften in Wien. Er diente im Ersten Weltkrieg und erlebte in Kriegsgefangenschaft in Russland die Revolution von 1917 mit. Einerseits politischer Vermittler, schärfte er noch in der Habsburgermonarchie das Konzept des Austromarxismus und suchte nach Lösungsmodellen für den Nationalitätenkonflikt. Andererseits politischer Polarisierer, vertiefte er mit einem subtilen Deutschnationalismus nationale Trennlinien innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie, durch parteipolitisches Taktieren nach 1918 auch politische Trennlinien in der demokratischen Parteienlandschaft insgesamt. In der ersten österreichischen Republik zunächst Staatssekretär im Außenministerium, war er bald der international und national omnipräsente Oppositionspolitiker der Sozialdemokraten. Seit 1934 im Exil zunächst in Prag und Brünn, verstarb Bauer 1938 in Paris.

Hanisch zeichnet die privaten und politischen Lebensstationen Bauers mit neuem Quellenmaterial gekonnt und gut lesbar nach. Dabei postuliert er für Bauer eine Hierarchie von sich überlagernden Identitätsschichten:

An erster Stelle stand sein Selbstverständnis als internationaler Sozialdemokrat, der sich jedoch national als Deutscher in Österreich begriff. Erst an dritter Stelle stand seine jüdische Identität. (S. 56)

Diese Fluchtpunkte von Bauers Identität – Sozialismus, Deutschnationalismus und Judentum – sind zugleich die Bezugspunkte von Hanischs Hauptthesen.

Die Darstellung von Bauers erster, sozialdemokratischer „Identität“ macht den größten Teil des Buches aus. Für die gemeinsam mit Karl Renner erarbeiteten theoretischen Grundlagen des Austromarxismus und später des sogenannten Integralen Sozialismus genoss Bauer unter den Zeitgenossen internationale Anerkennung. Die Konfrontation mit dem Nationalitätenproblem in der Habsburgermonarchie inspi-

rierte die Sozialdemokratie und insbesondere Bauer zu innovativen Konzepten. Dazu gehörte die Idee der Personalautonomie, d.h. von einer kulturellen Autonomie national-ethnisch definierter personeller Verbände, die sich jenseits des im Nationalitätenstreit üblichen territorialen Denkens bewegte. Solche Ideen sind nicht nur historisch faszinierend, sondern haben bis in die Gegenwart immer wieder eine politikwissenschaftliche Renaissance erlebt – zuletzt in den multiethnischen bzw. multinationalen Gesellschaften Kanadas oder Belgiens in der Debatte um „non-territorial autonomy“. Diese internationale Dimension von Bauers Denken bleibt in Hanischs Buch blass und scheint allenfalls in wenigen Zeilen auf (S. 97, 181). Das liegt zu einem großen Teil an seiner These, Bauers Sozialismus sei eine Illusion gewesen, die Hanisch als Ausdruck der persönlichen Sehnsucht nach kollektiven Bindungen deutet (S. 107). Dabei habe der Glaube an den Sozialismus durch den Glauben an die Wissenschaft, im Fall des Austromarxismus insbesondere durch eine Verwissenschaftlichung des Sozialen, den Charakter einer politischen Religion gewonnen. Dennoch sei es nach 1918 weder Bauer noch anderen Sozialdemokraten gelungen, aus diesem Glauben für die demokratische Republik eine „neue Sakralität“ oder einen „Transfer des Sakralen“ zu stiften (S. 144, 146).

Hier formuliert der Biograf einen allzu hohen Anspruch an seinen Protagonisten, an dem dieser zwangsläufig scheitern muss. Überhaupt sind aufgrund von Hanischs Perspektivierung das Denken und die Politik Bauers zum Scheitern prädestiniert. So habe schließlich der Zusammenbruch des Staatssozialismus nach 1989 das gesamte sozialistische Projekt rückwirkend desavouiert. Dieser Blickwinkel schärft das Gespür für Widersprüche zwischen theoretischem Denken und politischer Praxis, die Hanisch in der Person Bauers sehr konzise herausarbeitet. Er verhindert aber ein tieferes Verständnis für die politischen und sozialen Gründe, die zu Bauers Sozialismus führten und zu seiner Popularität beitrugen. Das Bemühen um soziale Gerechtigkeit etwa wird bei Hanisch allenfalls angedeutet.

Der zweite Erzählstrang betrifft Bauers „deutsche Sehnsucht“ (S. 45, 380). Wie aus vielen seiner Schriften deutlich wird, war Bauer von der Überlegenheit der deutschen Kultur überzeugt. Wie viele andere Politiker unterstützte er im Jahr 1919 deshalb den Anschluss an Deutschland als – nach einer Donauföderation, die er politisch für unwahrscheinlich hielt – zweitbeste Möglichkeit einer räumlichen Neuordnung für Deutsch-Österreich (S. 160). Zur damaligen Zeit schienen dafür gute Gründe zu sprechen. Kleinräumigkeit wurde mit fehlender politischer Lebensfähigkeit gleichgesetzt. Die Neukonstruktion eines Nationsentwurfs nach dem Reichszerfall schien vielen auf der Grundlage deutschösterreichischer Sprach- und Kulturverwandtschaft möglich. Zudem hegten die Sozialdemokraten die Hoffnung, dass der Anschluss die Chancen auf eine proletarische Revolution erhöhen würde. Hanisch pointiert diese zeitgenössische Stimmungslage: „alle dachten in einem gesamtdeutschen Zusammenhang, alle waren für den Anschluss an Deutschland“ (S. 188). Gleichzeitig spielt er mit einer Parallelisierung von 1918 und 1938. Dass Bauer im Jahr 1918 den Anschluss in einer Rede selbst an ein „reaktionäres“ Deutschland befürwortete, um die proletarische Revolution mit vereinten sozialistischen Kräften durchführen zu können, wird zum „Ansatz für Otto Bauers prinzipielle Zustimmung zum ‚Anschluss‘ von 1938“ skandalisiert (S. 178). Von 1938 und 1945 her

betrachtet, sei Bauers Anschlusspolitik dessen erster großer Fehler als Spitzenpolitiker gewesen (S. 160). Diese Parallelisierung irritiert – umso mehr, als Bauer den Anschlussgedanken 1933 aus dem Parteiprogramm streichen ließ (S. 289 f.). Auch ist es überzogen, die Forderung des Historikers Bauers, in den Schulen solle die deutschösterreichische Geschichte als ein Stück deutscher Geschichte erzählt werden, als Vorbereitung der Jugend für den nationalsozialistischen „Anschluss“ zu deuten (S. 209).

Bauers Judentum ist drittes durchgängiges Thema des Buches. Bauer entstammte einer assimilierten jüdischen Familie. Er blieb Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde, doch, so Hanisch, seine „jüdische Identität war keine religiöse. [...] Aber der Horizont zum Religiösen blieb offen“ (S. 52). Hanisch konstatiert in einer differenzierten Einleitung zum „Judesein im Zeitalter des politischen Antisemitismus“ die Vielfalt jüdischer Lebensweisen und Identitäten in der Habsburgermonarchie. Allerdings fehlen im Falle Bauers ausreichend private Quellen, um ganz deutlich werden zu lassen, wodurch sich das Jüdischsein Bauers auszeichnete. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb stellt ihn Hanisch als „Prototyp des jüdischen marxistischen Intellektuellen“ (S. 137) dar. Hanisch zieht auf einleuchtende Weise Verbindungslinien zwischen Bauers „religiöser Offenheit“ und seiner politischen Toleranz. Anders als viele seiner sozialdemokratischen Mitstreiter lehnte Bauer Antiklerikalismus und antireligiöse Propaganda dezidiert ab. In einer Programmschrift von 1927 bemühte sich Bauer gegen parteiinterne Widerstände, auch das katholische Bauerntum für die Sozialdemokratie zu gewinnen (S. 225). Gegenüber diesen Einsichten fallen allerdings jene Passagen von Hanisch ab, in denen er recht pauschal auf die personellen Überschneidungen von Marxismus, Sozialdemokratie und „Intellektuellen jüdischer Herkunft“ zurückkommt (S. 69, 150 f., 206, 230). Die Bedeutung für die Biografie Bauers oder für das Verständnis der Sozialdemokratie bleibt offen. Was ist das Spezifische eines jüdischen Marxisten?

Am Ende der Lektüre steht zumindest teilweise die Dekonstruktion einer Faszination. Der große historische Protagonist Otto Bauer hat sich nicht immer als „heldenhaft“ erwiesen (S. 305). Sein sozialdemokratisches Gedankengebäude von internationaler Reichweite erscheint dem Biografen nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus als nahezu wertlos, Bauers Deutschnationalismus aus der Perspektive von 1938 und 1945 jedenfalls als skandalös. Die ursprüngliche Faszination tritt dem Leser nur da ungetrübt vor Augen, wo Hanisch die gesellschaftshistorischen Monografien Bauers vorstellt und deren Anschlussfähigkeit, wenn nicht Vorreiterrolle, für heutige geschichtswissenschaftliche Strömungen deutlich macht. So entsteht von Otto Bauer ein stark wertendes, facettenreiches und profundes Portrait, das dessen historische Bedeutung für die österreichische Politik würdigt, und mit ihm zugleich in einem imaginierten Dialog zwischen Biografen und Protagonisten verschiedentlich hadert. Die eingangs beschriebene Faszination für die Person Bauers trübt sich damit ein. Das eloquent und pointiert verfasste Buch bleibt dennoch eine faszinierende Lektüre.

Hollý, Karol: Ženská emancipácia. Diskurz slovenského národného hnutia na prelome 19. a 20. storočia [Die Frauenemanzipation. Der Diskurs der slowakischen Nationalbewegung an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhunderts].

Prodama, Historický ústav SAV, Bratislava 2011, 178 S., ISBN 978-80-89396-16-0.

Die slowakische Geschichtsschreibung zum 19. und frühen 20. Jahrhundert, die in den beiden Jahrzehnten nach 1989 politik- und wirtschaftsgeschichtliche Herangehensweisen bevorzugt hat, wendet sich seit einigen Jahren verstärkt neueren methodologischen und theoretischen Ansätzen zu und lässt damit das nationalhistorische Narrativ hinter sich. Innovative Forschungen finden sich häufig in sogenannten kollektiven Monografien und Sammelbänden. Ein Feld, auf dem eine erfolgreiche thematische und methodologisch-theoretische Neuorientierung in der slowakischen Geschichtswissenschaft stattfindet, ist die Gender- beziehungsweise die Frauengeschichte.

Diese Tatsache ist weniger erstaunlich, als man auf den ersten Blick vielleicht meinen möchte: Schließlich hat die slowakische geschichtswissenschaftliche Produktion gerade von Arbeiten sozial- und kulturgeschichtlich orientierter Historikerinnen wie Elena Mannová oder Gabriela Dudeková sehr profitiert. Beide Autorinnen haben u.a. zentrale Texte zu dem 2011 erschienenen Band „Auf dem Weg zur modernen Frau. Kapitel aus der Geschichte der Geschlechterbeziehungen in der Slowakei“ beigesteuert.¹ In diesem Kontext zu verorten ist auch die Monografie des jungen slowakischen Historikers Karol Hollý „Die Frauenemanzipation. Der Diskurs der slowakischen Nationalbewegung an der Schwelle des 19. zum 20. Jahrhunderts“, die im selben Jahr erschienen ist. Die Grundlage für Hollýs Buch bilden seine zum größten Teil bereits veröffentlichten Studien,² in denen er sich mit der Problematik der Frauenemanzipation im Rahmen der slowakischen Nationalbewegung um 1900 beschäftigt (S. 11, Anm. 20). Diese wurden in der vorliegenden Publikation um die Einleitung, das erste Kapitel, das die slowakischen Diskussionen über die Frauenbildung seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts behandelt, sowie um einen Anhang mit ausgewählten schriftlichen Quellen und einigen Abbildungen ergänzt.

Hollýs Fragestellung unterscheidet sich insofern von denjenigen Mannovás und Dudekovás, die für den Band „Auf dem Weg zur modernen Frau“ Unterkapitel über das Frauenvereinswesen beziehungsweise über die Frauenbewegung in Österreich-Ungarn verfasst haben, als er sich primär auf die Diskussionen über die „Frauenfrage“ innerhalb der vom ungarischen Establishment gezielt marginalisierten slowakischen Nationalbewegung konzentriert. Der einzige transnationale Kontext, den er

¹ Vgl. *Dudeková, Gabriela* u.a.: *Na ceste k modernej žene. Kapitoly z dejín rodových vzťahov na Slovensku [Auf dem Weg zur modernen Frau. Kapitel aus der Geschichte der Geschlechterbeziehungen in der Slowakei]*. Bratislava 2011. Siehe die Besprechung Květa Jechovás. In: *Bohemia* 52 (2012) H. 2, 428-434.

² Für den obengenannten Band „*Na ceste k modernej žene*“ hat er einen Beitrag über die Ärztin Mária Bellová verfasst, die erste Frau mit Universitätsabschluss, die sich bewusst als Slowakin verstand.

in seine Analyse einbezieht, sind die tschechisch-slowakischen Beziehungen, genauer die Auseinandersetzungen zwischen den Verfechtern eines genuin slowakischen Nationalismus und des um 1900 wieder auflebenden „Tschechoslowakismus“, dessen Befürworter das „slowakische Volk“ als Bestandteil der „tschechischen Nation“ auffassten. Dieser Fokus wird vor allem durch die Quellenlage gerechtfertigt: Da die ersten Slowakinnen, denen eine wie auch immer bescheidene, im Wesentlichen auf die Bildungsforderungen reduzierte Frauenemanzipation vorschwebte, bei den führenden slowakischen Nationalisten aus dem oberungarischen Turz Sankt Martin/Turócszentmárton/Turčiansky Svätý Martin kein Gehör fanden, blieben sie bei ihren Aktivitäten auf die Hilfe der tschechischen Slowakophilen angewiesen. So konnte 1896 die erste slowakische Frauenzeitschrift „Dennica“ (Der Morgenstern) ins Leben gerufen werden, die bis 1914 erschien (S. 32-54). Aufgrund einer akribischen Auswertung insbesondere des Briefwechsels zwischen den führenden Repräsentantinnen der slowakischen Frauenbewegung wie Elena Maróthy-Šoltészová und Terézia Vansová sowie basierend auf der Analyse der zeitgenössischen Publizistik kann Hollý zeigen, dass die Verfechterinnen und die Verfechter der slowakischen „Frauenfrage“ auch um die Jahrhundertwende die von den slowakischen Nationalisten festgesetzten Horizonte nicht zu transzendieren vermochten: Es ging in erster Linie um die Vorbereitung der Frauen auf ihre Mutter- und Hausfrauenrolle, für die sie eine slowakischsprachige Bildung benötigten. Diese Semantik sollte durch entsprechende Praktiken umgesetzt werden: zum einen im Rahmen einer „Hausfrauenschule“, deren Gründung die slowakischen Nationalisten seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts anstrebten (das ungarische Establishment ignorierte diese Forderungen und gründete kurz vor dem Ersten Weltkrieg in Turz Sankt Martin eine ungarischsprachige Anstalt), zum anderen im Rahmen des Vereinswesens. Zwar gab es seit 1869 den slowakischen Frauenverein „Živena“ (Name einer slawischen Fruchtbarkeitsgottheit), der die in den 1870er Jahren aufgelösten Kultureinrichtungen ersetzen sollte; eine dynamische, breitere Schichten slowakischer Frauen erreichende Vereinslandschaft begann sich jedoch erst nach der Jahrhundertwende zu entwickeln. Zu jener Zeit entstanden wichtige Genossenschaften, die den blühenden Handel mit den identitätsstiftenden „slowakischen Stickereien“ aus den Händen „fremder Geschäftsleute“ (nicht selten explizit als „Juden“ verunglimpft) befreien sollten (S. 73-85).

Hollý benennt als seine „wichtigste Schlussfolgerung[,] die Dominanz der nationalistischen Ideologie“ gegenüber „den Forderungen nach einer Frauenemanzipation“, denn auch die slowakischen Nationalistinnen hätten „in Bezug auf die slowakische Nationalbewegung primär ‚Dienstleitungen‘ zu übernehmen“ gehabt (S. 24 f.). Lediglich für eine publizistische Auseinandersetzung zwischen der alten und einer jungen Generation slowakischer Nationalisten kurz vor dem Ersten Weltkrieg schwächt er dieses Ergebnis ab.

Im Übrigen hätten sich, so der Verfasser, auch bei den tschechischen Slowakophilen die Geister nicht so sehr an der „Frauenfrage“, als vielmehr an den differierenden Nationsvorstellungen geschieden (S. 72). Ungeachtet dieser und anderer Beobachtungen deutet Hollý in seinem Buch den semantischen Zusammenhang zwischen dem slowakischen Nationalismus – wie übrigens auch anderen ostmittel-

europäischen Nationalismen – und der „Frauenfrage“ lediglich an. Nicht zuletzt sein weitgehend deskriptiver Diskursbegriff (im Sinn von „Diskussion“) scheint ihn daran gehindert zu haben, manche latente semantische Struktur freizulegen. Es wäre sicherlich wichtig zu erfahren, inwiefern die von Hollý herangezogenen Quellen, die er minutiös miteinander in Beziehung setzen und interessant kontextualisieren kann, die „gender asymmetry of nationalist ideology“ widerspiegeln beziehungsweise transformieren, die etwa der Historiker Alexander Maxwell³ bereits für die frühen Nationalismen in Ostmittel- und Südosteuropa festgestellt hat. Die ungleiche Stellung von biologisierten Frauen und idealisierten Männern, die die nationalistische Ideologie impliziert, war die Kehrseite des ursprünglichen nationalistischen Demokratisierungsversprechens. So konnte die überlieferte, religiös legitimierte Ungleichheit der Geschlechter reaktualisiert und schließlich sozialdarwinistisch verzerrt werden. Erst diese wieder belebte Ungleichheit machte um 1900 die „Frauenfrage“ virulent. Die Berücksichtigung dieser Zusammenhänge könnte die Erforschung der slowakischen Nationalbewegung zur Zeit des „Dualismus“ auf eine neue Grundlage stellen. Eine genderorientierte Analyse der semantischen Konstruktion der nationalistischen Autostereotype, mit der eine Analyse der Stereotype der Anderen oder gar „Fremden“ einhergeht, könnte womöglich zur Erklärung semantischer Verschiebungen sowohl in Bezug auf die Auto- wie auf die Heterostereotype beitragen. Hollýs Arbeit liefert hierzu äußerst wichtige Anregungen.

³ Maxwell, Alexander: National Endogamy and Double Standards: Sexuality and Nationalism in East-Central Europe during the 19th Century. In: *Journal of Social History* 41 (2007) H. 2, 413-433, Zitat 426. In slowakischer Übersetzung: *Národná endogamia a dvojitý štandard: sexualita a nacionalizmus vo východnej a strednej Európe v 19. storočí*. In: *OS. Občianska spoločnosť* (2011) H. 1, 50-73. Maxwell baut dabei auf wichtigen theoretischen Arbeiten auf, darunter vor allem: *Yuval-Davies, Nira/Anthias, Floya: Racialized Boundaries: Race, Nation, Gender, Colour and Class and the Anti-Racist Struggle*. London, New York 1992.

Prag

Miloslav Szabó

Weger, Tobias/Gündisch, Konrad: *Kaschau, Košice. Eine kleine Stadtgeschichte*.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2013, 184 S., zahlr. Abb, ISBN 978-3-7917-2479-9.

„Kaschau war eine europäische Stadt“ lautet der Titel der bisher einzigen populären deutschsprachigen Veröffentlichung über die slowakische Stadt Košice (ungarisch Kassa, deutsch Kaschau),¹ die bis 1918 zum Königreich Ungarn und damit zur Habsburgermonarchie gehörte. Mit diesem Zitat, das auf den 1900 in Kaschau geborenen Schriftsteller Sándor Márai zurückgeht,² wollte der Autor dieses Bild- und Geschichtenbandes die Stadt ins Gedächtnis der Öffentlichkeit zurückholen. Denn Kaschau, die „Europäische Kulturhauptstadt 2013“, wurde bei den vielen Forschun-

¹ Okroy, Michael: *Kaschau war eine europäische Stadt. Ein Lese- und Reisebuch zur jüdischen Kultur und Geschichte in Košice und Prešov*. Wuppertal 2005.

² Márai, Sándor: *Bekenntnisse eines Bürgers*. Roman. München 2000.

gen zu ostmitteleuropäischen urbanen Zentren der letzten Jahre zumeist übersehen. Einen Beitrag dazu, diese Lücke zu füllen, liefern nun die beiden in Oldenburg am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa arbeitenden Historiker Tobias Weger und Konrad Gündisch. Das Buch ist in der Reihe „Kleine Stadtgeschichten“ im Verlag Friedrich Pustet in Regensburg erschienen, also nicht mit dem Anspruch verbunden, eine erschöpfende Darstellung zu liefern. Vielmehr soll ein breiteres Publikum angesprochen werden. Doch gibt das schmale Bändchen Wissenschaftlern wie Laien einen konzisen Überblick an die Hand, der zur weiteren Beschäftigung mit dieser Stadt anregen kann.

Nach einer kurzen Einführung, die die multiethnische und vielsprachige Vergangenheit der Stadt anhand ihrer zahlreichen Benennungen illustriert, werden die Phasen der Stadtgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart vorgestellt. Einem Abriss der mittelalterlichen Geschichte der Stadt, die 1230 als „villa Cassa“ erstmals erwähnt wurde und die 1369 ein eigenes königliches Stadtsiegel und -wappen verliehen bekam, folgen die Schilderungen der Hochzeiten in der frühen Neuzeit und der Aufklärung, des Bedeutungsverlusts im 19. Jahrhundert, der Eingliederung in die Tschechoslowakische Republik, der wiederholten Grenzrevisionen und wechselnden Zugehörigkeiten in der Zwischenkriegszeit, der Jahre der kommunistischen Herrschaft und schließlich der ersten zwanzig Jahre in der unabhängigen Slowakei.

Dabei beschränken sich Weger und Gündisch nicht darauf, die ereignisgeschichtlichen Abläufe abzarbeiten, sondern geben immer wieder Einblicke in politische und wirtschaftliche, kunst- und bauhistorische, bildungs- und kulturhistorische sowie konfessionelle Entwicklungen. Außerdem vergessen sie nicht, Kaschau zumindest grob in regionale und europäische Entwicklungslinien einzuordnen, was die Bedeutung unterstreicht, die der Stadt zumindest bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zukam. Auch wenn diese verloren ging und Kaschau fortan nur noch ein regionales Zentrum war, blieb die sprachliche, konfessionelle und kulturelle Vielfalt erhalten, wofür die Autoren viele Beispiele liefern.

Wer einen ersten, aber keineswegs oberflächlichen Blick auf die Geschichte Kaschaus werfen möchte, ist mit dem Buch gut beraten. Einzig das Literaturverzeichnis, das zwar sämtliche bisher zur Geschichte Kaschaus erschienenen deutschsprachigen Quellen, Monografien und Aufsätze sowie einen slowakischsprachigen Sammelband aufführt, ist ein wenig kurz geraten. Indessen erweist sich das Orts- und Personenregister als sehr nützlich. Auch ändert die Kritik nichts an der nachdrücklichen Lektüreempfehlung. Vielleicht wird das Buch den einen oder anderen animieren, selbst nach Kaschau zu reisen, um die Geschichte, Vielfalt und Schönheit vor Ort kennen zu lernen.

Rauchová, Jitka/Jiroušek, Bohumil u. a. (Hgg.): Věda, kultura a politika v československo-italských vztazích 1918-1951 [Wissenschaft, Kultur und Politik in den tschechoslowakisch-italienischen Beziehungen 1918-1951].

Jihočeské muzeum v Českých Budějovicích, České Budějovice 2012, 565 S. (Jihočeský sborník historický 81, Supplementum 4), ISBN 978-80-87311-27-1.

Der Sammelband ist aus einem Forschungsprojekt an der Philosophischen Fakultät der Universität Budweis zu den tschechoslowakisch-italienischen Beziehungen hervorgegangen, das die Tschechische Forschungsförderungsagentur GA (Grantová Agentura) unterstützt hat. In 35 Beiträgen wird Aspekten des italienisch-tschechoslowakischen Verhältnisses für die Zeit ab 1918 nachgegangen, wobei dieser Einstieg insofern schlüssig erscheint, als die Tschechoslowakei erst nach dem Ersten Weltkrieg entstanden ist. Für die Entscheidung, die Betrachtungen mit dem Jahr 1951 enden zu lassen, sucht man indessen vergebens nach einer Begründung. Präsentiert wird eine Vielzahl von Themen, die in drei großen Blöcken zusammengefasst sind: politisch-wirtschaftliche Probleme, wissenschaftliche Kontakte und schließlich Beiträge zum interkulturellen Dialog. Dieses breite Spektrum macht eine zusammenfassende Beurteilung schwierig.

Am ehesten lassen sich noch die politischen Beziehungen resümieren, die in der Zwischenkriegszeit einen bemerkenswerten Abwärtstrend aufwiesen: Am Beginn stand die gute Zusammenarbeit der tschechischen Exilregierung mit dem italienischen Militär während des Ersten Weltkrieges, die nach Kriegsende darin gipfelte, dass der italienische General Luigi Guiseppe Piccione zur Unterstützung bei der Besetzung der Slowakei gerufen wurde. Der Umgang mit den Kriegsgefangenen, die aufgrund deren unerwartet hohen Zahl gewaltige logistische Anstrengungen erforderte, und die Rückführung von tschechoslowakischen Legionären aus Sibirien über den Hafen Triest gehörten zu den Momenten gelungener Kooperation. Da sich die tschechoslowakische Außenpolitik unter Edvard Beneš auf Frankreich stützte und damit in den Gegensatz zwischen französischen und italienischen Interessen im Donauraum (Ungarn) sowie auf dem Balkan (Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen) geriet, entstanden aber bald tiefgreifende Differenzen zwischen Italien und der ČSR. Die Abberufung Piccionos, die mit Rom nicht abgesprochen worden war, führte zu einer deutlichen Abkühlung der Kontakte, die nach dem Machtantritt von Mussolini bald feindselig wurden. Diese Entwicklung rekapituliert u. a. Francesco Caccamo – einer von zwei italienischen Autoren des Bandes. Die zentrale Quelle für die Beziehungen zwischen Italien und der ČSR in der Zwischenkriegszeit, die somit auch viele Hintergrundinformationen erhalten, bilden die Berichte und Memoiren von Vlastimil Kybal und Kamil Krofta, die nacheinander als Botschafter in Rom tätig waren.

Während wirtschaftliche Probleme, abgesehen von einem Beitrag über die Schuhfabriken von Bat'a, in dem Band nicht thematisiert werden, gibt ein Aufsatz über die Bestrebungen, in Rom einen Neubau für das dortige Tschechoslowakische Historische Institut zu errichten, einen Einblick in die Wissenschaftskontakte, die als Parallele zu den gespannten politischen Verhältnissen erscheinen. Die mühsamen Verhandlungen und Vorbereitungen scheiterten letztlich, das tschechoslowakische

Institut blieb – wie es im Band heißt „eines der kleinsten und ärmsten“ in Rom (S. 232).

Ein erfreulicheres Bild bieten indessen die kulturellen Beziehungen: In mehreren Aufsätzen des Bandes werden Persönlichkeiten vorgestellt, die durch ihre Reisen, Studienaufenthalte und Übersetzungen den italienisch-tschechoslowakischen Austausch förderten. Dabei begegnen dem Leser vertraute Motive wie „Italien als Land der Sehnsucht“, aber auch interessante Einblicke in den Austausch zwischen Kirchen und Klöstern, Kontakte zwischen Gelehrten und Künstlern und Diskussionen über Kunstrichtungen. Die einzelnen Beiträge sind – wie bei Sammelbänden so häufig – von recht unterschiedlicher Qualität. Englische Zusammenfassungen erleichtern die Orientierung, dagegen fehlen Register aller Art und auch über die Autoren erfährt man praktisch nichts. So bleibt der Ertrag des Bandes trotz der ansprechenden äußeren Gestaltung insgesamt leider gering.

Köln

Manfred Alexander

Šustrová, Radka: Pod ochranou protektorátu. Kinderlandverschickung v Čechách a na Moravě: politika, každodennost a paměť 1940-1945 [Unter dem Schutz des Protektorats. Die Kinderlandverschickung in Böhmen und Mähren: Politik, Alltag und Erinnerung 1940-1945].

Filozofická fakulta Univerzity Karlovy, Praha 2012, 315 S., 11 Abb., (Fontes 7), ISBN 978-80-7308-424-0.

Die Geschichte der Kinderlandverschickung (KLV) während des Zweiten Weltkrieges lag lange Zeit außerhalb des Interesses der Historiker – und das nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Ländern, in denen zwischen 1940 und 1945 evakuierte Kinder aus dem „Dritten Reich“ untergebracht waren. Erst ab den achtziger Jahren, als eine wachsende Zahl von Zeitzeugenerinnerungen erschien, beschäftigten sich Historiker verstärkt mit der Jugend im Nationalsozialismus, wovon auch die Forschung zur Kinderlandverschickung profitierte. Der Durchbruch auf diesem Themenfeld erfolgte aber erst in den neunziger Jahren, wobei sich die Aufmerksamkeit zunächst auf regionale Aspekte der Verschickung von Kindern konzentrierte. Es folgten Projekte zur Gesamtorganisation und logistischen Absicherung, auch wurden die ideologische Dimension der KLV und die Bestrebungen des Regimes, den Einfluss der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder zurückzudrängen, in den Blick genommen. Seither sind mehrere anregende Arbeiten erschienen, unter denen die Monografie von Gerhard Kock aus dem Jahr 1997 hervorzuheben ist.¹ Doch immer noch blieben viele Fragen offen – vor allem die der Ausdehnung der KLV auf die vom nationalsozialistischen Deutschland besetzten Länder bzw. auf die Länder, die offiziell den Status von Bundesgenossen hatten. Hier schließt die Arbeit der jungen tschechischen Historikerin Radka Šustrová über Verlauf und Umstände der Kinderlandverschickung auf dem Gebiet des Protektorats Böhmen und Mähren eine Lücke.

¹ Kock, Gerhard: „Der Führer sorgt für unsere Kinder ...“ – Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg. Paderborn 1997.

In der Einleitung charakterisiert Šustrová Erziehung als einen wesentlichen Faktor für die Beherrschung der Jugend durch das nationalsozialistische Regime. Folgerichtig gilt ihre Aufmerksamkeit der Nazifizierung des Erziehungs- und Bildungswesens in Deutschland ab 1933, bei der sie der Hitler-Jugend eine zentrale Rolle zuschreibt. Das „Ferienlager“ beschreibt sie als bedeutendste außerschulische Erziehungsform, die es der Hitler-Jugend ermöglichte, den Einfluss der Eltern und Familien auf die Erziehung der Kinder zu verringern.

Die Kinderlandverschickung war ein organischer Bestandteil dieses Erziehungssystems, aber durchaus keine Erfindung der Nationalsozialisten. Diese übernahmen die Idee im Herbst 1940 von Trägern wie dem Deutschen Roten Kreuz, dem Caritas Verband und der Inneren Mission und versahen sie mit dem Zusatz „erweiterte“ – was den größeren Maßstab andeutete, in dem Kinder mit Beginn des Luftkriegs aus den deutschen Großstädten und Industriezentren aufs Land gebracht wurden. Damit habe sich eine willkommene Gelegenheit zur verstärkten Indoktrinierung ergeben, für die die KLV-Lager, so Šustrová, die idealen Bedingungen boten.

Gilt das zweite Kapitel der Organisation, Finanzierung und propagandistischen Präsentation der KLV in der Öffentlichkeit, sind die folgenden Abschnitte vor allem dem Gebiet des Protektorats Böhmen und Mähren gewidmet, in das etwa 300 000 deutsche Kinder geschickt wurden. Da dieses Thema bislang praktisch unerforscht ist, beruht dieser Teil der Arbeit nahezu ausschließlich auf archivalischen Quellen aus dem Prager Nationalarchiv, dem Österreichischen Staatsarchiv/Archiv der Republik in Wien und dem Bundesarchiv in Berlin. Auf ihrer Grundlage rekonstruiert die Autorin den Verlauf der Aktion, die Entstehung der einzelnen Lager und Lagerkomplexe, den Lageralltag, häufig auftretende Probleme sowie die Evakuierung der Lager bei Kriegsende.

Eine Stärke der Arbeit liegt darin, dass das Projekt der KLV in den Kontext der nationalsozialistischen Besatzungspolitik eingeordnet wird. Šustrová weist darauf hin, dass Karl Hermann Frank – Staatssekretär, ab August 1943 Staatsminister beim Reichsprotektor – bestrebt war, einen möglichst ungestörten Ablauf der Aktion zu gewährleisten und auf die Besetzung von Ämtern, die mit dem Projekt befasst waren, Einfluss zu nehmen. Für Frank war die KLV eindeutig „keine zweitrangige Agenda“, vielmehr sah er sie unter dem Aspekt der „geplanten Germanisierung des böhmisch-mährischen Raumes“ (S. 118).

Ein eigener Abschnitt des dritten Kapitels ist dem Lagerkomplex in Poděbrady gewidmet, das oft als „Hauptstadt der Kinderlandverschickung“ bezeichnet wurde. Dort waren auch eine KLV-Schule für Lagermannschaftsführer sowie eine KLV-Schule für Lagerleiter/Lagerleiterinnen angesiedelt, ab November 1943 sogar ein Teil der Berliner „Reichsdienststelle Kinderlandverschickung“.

Die Sicht der Kinder und Jugendlichen kann Šustrová mit ihren Quellen zumindest teilweise rekonstruieren (4. Kapitel). Sie konfrontiert die ursprünglichen Vorstellungen der Kinder vom Leben im Lager mit der alltäglichen Realität, schildert die Reaktionen der Kinder auf den Tagesablauf im Lager, auf den Verlust der Verbindung zur Heimat und die sich abzeichnende deutsche Kriegsniederlage. Zudem berichtet sie über Versuche, aus dem Lagereinerlei auszubrechen und darüber, wie die deutschen Kinder die Tschechen wahrnahmen und vice versa.

Im fünften Kapitel setzt sich die Autorin kritisch mit der Darstellung der KLV durch den Verein „Dokumentations-Arbeitsgemeinschaft und Freundeskreis KLV e. V. – DAF“ auseinander. Sie skizziert nicht nur die Entstehung dieser Organisation (unter deren Gründern sich mehrere ehemalige KLV-Funktionäre befanden), sondern analysiert auch deren Deutung der Aktion, wobei sie die „soziale Dimension“ betont und die ideologischen Aspekte in den Hintergrund stellt. Dieses Narrativ, so Šustrová, entspricht „im Wesentlichen der damaligen NS-Propaganda, die insbesondere auf die Eltern der evakuierten Kinder ausgerichtet war“ (S. 253). Doch sie stellt auch fest, dass sich die Sicht der DAF, allen Bemühungen zum Trotz, nicht durchsetzen konnte.

Radka Šustrovás Arbeit liest man mit großem Gewinn. Es handelt sich um den gelungenen Versuch einer monografischen Bearbeitung der Problematik der KLV außerhalb des Territoriums des Dritten Reiches, der auf einem soliden theoretischen Fundament, sicherer Kenntnis der Literatur und gründlichem Archivstudium beruht. Die Arbeit schließt eine wichtige Forschungslücke, eine Übersetzung ins Deutsche wäre sehr zu empfehlen. Sie stellt aber auch für die slowakische Historiografie eine Anregung dar, sich näher mit dem Phänomen der erweiterten Kinderlandverschickung zu beschäftigen, denn auf dem Territorium der damaligen Slowakischen Republik bestanden in den Jahren zwischen 1941 und 1944 mehr als 200 KLV-Lager, die über 50000 deutsche Kinder durchliefen. Zu diesem Lager liegt bisher nur ein Aufsatz vor.² Im März 2013 hat am Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften ein Projekt zu dem Thema „Aktion erweiterte Kinderlandverschickung. Lager der deutschen Kinder in der Slowakei 1941-1944“ begonnen.

² Švarc, Michal: Na želanie „führera“. Slovensko a projekt Erweiterte Kinderlandverschickung [Auf Verlangen des „Führers“. Die Slowakei und das Projekt der Erweiterten Kinderlandverschickung]. In: Od Salzburgu po vypuknutie Povstania. Slovenska republika 1939-1945 očami mladých historikov VIII [Von Salzburg bis zum Ausbruch des Aufstandes. Die Slowakische Republik 1939-1945 in den Augen junger Historiker VIII.]. Bratislava 2009, 235-251.

Bratislava

Michal Švarc

Šindelářová, Lenka: Finale der Vernichtung. Die Einsatzgruppe H in der Slowakei 1944/1945.

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2013, 360 S., ISBN 978-3-534-25973-1.

In der Folge des slowakischen Nationalaufstands setzte die deutsche „Schutzmacht“ im Sommer 1944 neben der Wehrmacht und SS-Einheiten auch die Einsatzgruppe H in Marsch. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, die auf slowakischem Territorium verbliebenen Juden festzunehmen und ihre Deportation in Konzentrations- und Vernichtungslager sicherzustellen. Lenka Šindelářová zeigt in ihrer an der Universität Stuttgart entstandenen und nun in überarbeiteter Form veröffentlichten Dissertation, dass die Einsatzgruppe weit über die Befehle des Reichssicherheitshauptamts

hinausging und Massenverbrechen gegen Juden, „Partisanen“ und deren Unterstützer sowie Roma beging. Mit dieser Studie schließt die Autorin eine gewaltige Leerstelle: Trotz der Brisanz des Themas hat die Einsatzgruppe H in der bisherigen Forschung kaum Berücksichtigung gefunden.¹

Auf einer beachtlichen Quellengrundlage arbeitet Šindelářová jedoch nicht nur die Massenverbrechen der Einsatzgruppe H auf, unter anderem die Deportation und die Ermordung von etwa 14000 slowakischen Juden in Konzentrations- und Vernichtungslagern (S. 316). Sie widmet sich auch der Zusammenarbeit slowakischer Stellen mit der Einsatzgruppe H und – in einem weiteren Schritt – der Strafverfolgung von Angehörigen dieser Einheit nach dem Zweiten Weltkrieg. Hierfür hat sie Gerichtsakten in der Bundesrepublik Deutschland, der Tschechoslowakei, Österreich, Polen, Jugoslawien und Frankreich gesichtet.

Das gut zu lesende Buch ist in drei Hauptkapitel unterteilt. Eingangs skizziert die Autorin die Geschichte der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD sowie die Situation in der Slowakei bis zum Ausbruch des Nationalaufstands im August 1944 (S. 25). Anschließend stellt sie die Struktur der Einsatzgruppe H und ihre Aufgaben auf slowakischem Boden dar, zu denen die Bekämpfung des Aufstandes zählte. In diesem Zusammenhang beging die Einsatzgruppe massive Verbrechen an der slowakischen Zivilbevölkerung, ihr Hauptauftrag war jedoch die Verfolgung und Deportation der Juden. Außerdem sollte sie Bericht über die politische Lage in der Slowakei erstatten. Šindelářová macht deutlich, dass auch slowakische Einheiten zur „Endlösung der Judenfrage“ teilweise willig beigetragen haben. Für die slowakische Hlinkova garda (Hlinkagarde) und die Pohotovostné oddiely Hlinkovej gardy (Bereitschaftsabteilungen der Hlinka-Garde) (S. 151) belegt die Autorin eine Mitäterschaft an Verbrechen gegen Juden. Zwar sind die Berichte, die im Zusammenhang mit der Verfolgung von slowakischen Juden von einer zustimmenden Haltung der Bevölkerung sprechen, der Autorin zufolge kritisch zu betrachten, da es sich um eigene Rechtfertigungsversuche der Mitglieder der Einsatzgruppe H handeln könnte. Allerdings weist sie auch darauf hin, dass die nahezu lückenlose Festnahme der auf slowakischem Boden lebenden Juden ohne eine Unterstützung der slowakischen Stellen und Behörden kaum realisierbar gewesen wäre (S. 131). Aber nicht nur slowakische Einheiten trugen zu den Massenverbrechen der Einsatzgruppe bei, sondern auch der Deutsche Heimatschutz. So übernahmen Angehörige dieser Einheiten etwa zeitweise die Bewachung des Konzentrationslagers Sered (S. 96), das als Durchgangslager nach Auschwitz diente, und beteiligten sich an verschiedenen Razzien und Festnahmen gegen Juden in Bratislava (S. 167).

Im zweiten Teil des Buches befasst sich Šindelářová mit dem Personal der Einsatzgruppe H. Auf der Grundlage einer Analyse von 100 SS-Führern sowie 50 Vertretern niederer Dienstgrade nach Lebensdaten, sozialer Herkunft, Bildung

¹ Zu den Verbrechen der Einsatzgruppe H. bisher: Tönsmeier, Tatjana: Die Einsatzgruppe H in der Slowakei. In: *Hösler*, Joachim (Hg.): *Finis mundi – Endzeiten und Weltenden im östlichen Europa: Festschrift für Hans Lemberg zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 1999, 167-188; *Halaj*, Dušan (Hg.): *Fašistické represálie na Slovensku* [Faschistische Repression in der Slowakei]. Bratislava 1990.

und Einbindung in das NS- Herrschaftssystem gelingt es ihr, ein differenziertes Bild dieser durchaus heterogenen Gruppe zu zeichnen (S. 206).

Der dritte Teil des Buches widmet sich der Strafverfolgung der Täter der Einsatzgruppe H nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Šindelářová untersucht die Urteile, die in der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1948 fielen, aufgrund der Zuständigkeiten und der unterschiedlichen Rechtsgrundlage für beide Landesteile separat. Im Westen der Republik galt das „Dekret des Präsidenten der Republik über die Bestrafung der nationalsozialistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfer und über die außerordentlichen Volksgerichte“;² Angehörige der Einsatzgruppe H wurden von tschechischen Volksgerichten ausschließlich wegen Verbrechen verurteilt, die auf dem Gebiet des Protektorates verübt worden waren. In der Slowakei wurden indessen NS-Verbrechen auf dem Territorium des Slowakischen Staates auf der Grundlage der „Verordnung des Slowakischen Nationalrates Nr. 33/1945 über die Bestrafung der faschistischen Verbrecher, der Okkupanten, Verräter und Kollaborateure und über die Errichtung der Volksgerichtsbarkeit“ verhandelt (S. 238). Die Verfahren richteten sich hier nicht nur gegen Angehörige der Einsatzgruppe H, sondern auch gegen Helfershelfer wie etwa Hlinka-Gardisten und Volksdeutsche. Die Autorin teilt die Verfahren, in drei Kategorien ein: Verfahren, die in Anwesenheit der Angeklagten stattfanden, Verfahren, die in Abwesenheit der Angeklagten abgehalten wurden, und eingestellte Verfahren (S. 242).

Im folgenden Teil weist Šindelářová nach, dass Täter der Einsatzgruppe H mühelos Aufnahme in der BRD fanden, ihre strafrechtliche Verfolgung dort weitgehend eingestellt wurde. Das einzige Urteil, das gegen ein Mitglied der Einsatzgruppe H im Zusammenhang seiner Tätigkeit in der Slowakei ausgesprochen wurde, richtete sich gegen Silvester Weiß, der vom Landgericht Dortmund wegen Beihilfe zum Totschlag zu nur einem Jahr auf Bewährung verurteilt wurde (S. 272). Auch an einem weiteren Beispiel illustriert Šindelářová, wie ungehindert die Täter der Einsatzgruppe H in der Bundesrepublik Karriere machen konnten: Georg Heuser, der Führer des Einsatzkommandos 14 der Einsatzgruppe H, wurde 1958 zum Leiter des Landeskriminalamtes Rheinland-Pfalz ernannt – und das, obwohl seine Tätigkeit während des Krieges den bundesdeutschen Stellen bekannt war (S. 189). Šindelářová konstatiert zusammenfassend, dass

[...] jeweils in Anwesenheit vier SS-Führer durch tschechische Volksgerichte verurteilt wurden, zwei weitere in Polen und je einer in Österreich und der Slowakei. Darüber hinaus gab es zumindest drei abgeurteilte SS-Führer in der Sowjetunion, zwei in Jugoslawien und einen in Frankreich. Rechnet man die Bundesrepublik hinzu, kommt man zum Schluss, dass von den 100 SS-Führern der Einsatzgruppe H insgesamt 22 rechtskräftig verurteilt wurden. Da jedoch nur bei zwei das Urteil wegen ihrer Taten in der Slowakei erging, muss gefolgert werden, dass Verbrechen der Einsatzgruppe H nach dem Krieg strafrechtlich faktisch ungesühnt blieben. (S. 323)

² Vgl. hierzu: *Frommer, Benjamin: National Cleansing: Retribution against Nazi Collaborators in Postwar Czechoslovakia. New York 2005.* – Die Autorin verwendet für die böhmischen Länder der Einfachheit halber die Bezeichnung Tschechien, was zumindest für Verwirrung sorgt.

Mit Ihrer Studie hat Šindelářová auf ein Desiderat in der Forschung zur Geschichte des Nationalsozialismus reagiert und das Wissen über das Wirken der Einsatzgruppe H in der Slowakei beträchtlich erweitert. Darüber hinaus zeichnet sie nicht nur ein Profil der Mitglieder der Einheit, sondern bringt auch Licht in die gerichtliche Aufarbeitung der von Mitgliedern der Einsatzgruppe H verübten Verbrechen in verschiedenen europäischen Ländern. Damit leistet sie einen sehr wichtigen Beitrag zur internationalen Täterforschung und es gelingt ihr, die Logik der Einsatzgruppen zu Kriegsende und vor allem in der Endphase der Shoa aufzuzeigen.

Wuppertal

Jan Vondráček

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, Band 3. Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren September 1939-September 1941. Bearbeitet von Andrea Löw.

Oldenbourg, München 2012, 796 S., ISBN 978-3-486-58524-7.

Manche Historiker vertreten die Überzeugung, es sei schier unmöglich, über den Holocaust, insbesondere im Deutschen Reich, etwas Neues herauszufinden; so viel sei schon publiziert worden. Die Edition Judenverfolgung (VEJ), angelegt auf 16 Bände, institutionell angesiedelt zwischen dem Bundesarchiv, dem Institut für Zeitgeschichte, der Universität Freiburg sowie der Freien Universität Berlin und finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zeigt deutlich, dass es gerade die Holocaustquellen sind, die uns neue Einblicke ermöglichen. Die VEJ stellt zeitgenössische Dokumente in den Vordergrund, die, geografisch und chronologisch geordnet, mit ihrem bewusst eingesetzten häufigen Perspektivwechsel zwischen unterschiedlichen erzählenden Akteuren die Geschehnisse und deren Dynamik sowie die Einstellung der Beteiligten auf eindringliche Weise verdeutlichen. Im nun dritten Band dokumentiert die Historikerin Andrea Löw die Entwicklung im Deutschen Reich und im Protektorat Böhmen und Mähren in den zwei Jahren vom Beginn des Zweiten Weltkrieges bis zur Einführung des Judensterns.

Ein Blickpunkt wechselt den anderen ab; in einem Dokument beschuldigt die Münchener Gestapo eine Frau der Hetze; sie wird verurteilt und kann später in die USA emigrieren. Im nächsten beraten die Mitarbeiter des Beauftragten für den Vierjahresplan über erzwungenen Arbeitseinsatz und Emigration der Juden. Auf der darauffolgenden Seite lesen wir das Diktat, das 14-jährige deutsche Schüler in Eichstetten im September 1939 zu schreiben hatten:

Über das holprige Pflaster einer polnischen Stadt rumpeln schwere Kolonnen mit Munition [...] Kradschützen flitzen [...] Ordonnanzen eilen zum Befehlsempfang. [...] An den Hauswänden entlang schieben sich barfüßige Polenweiber und schmierige Kaftanjuden. In einem Hof ein ganzer Haufen zerlumpter Frauen und Kinder. (S. 107)

Die letzte Quelle stammt aus Walter Kempowskis Archiv, und tatsächlich ist das Projekt mit Kempowskis Echolot verwandt. Die Edition geht aber viel weiter: Die Dokumente werden in ihrer Gesamtheit abgedruckt und die sorgfältigen Annotationen erklären, wer die Protagonisten waren und was mit ihnen passiert ist. So haben wir bei der Lektüre lebende und denkende jüdische Menschen vor Augen,

während wir in den Fußnoten lesen, dass die allermeisten von ihnen einige Jahre oder gar Monate später deportiert und ermordet wurden. Daneben sehen wir die Sichtweise der nichtjüdischen Nachbarn zwischen Mitleid, Gleichgültigkeit, Schadenfreude und Rassenhass sowie die Überlegungen und Pläne der Täter.

Die Sprache der Quellen macht die individuellen Handlungen und Mentalitäten der Protagonisten sehr deutlich. Der Ton, in dem über die Juden geschrieben wird, die antisemitischen Bezeichnungen, die nebenbei fallen, zeigen klar die Denkweise der Mehrheit der deutschen Gesellschaft. Löws Band, der zu circa zwei Dritteln aus Dokumenten zum Altreich und Österreich besteht, beeindruckt mit der Breite der Quellen aus verschiedenen Genres, verfasst von Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten, Altersgruppen und geografischer Herkunft.

Der Teil des Bandes, der sich dem Protektorat und dem Sudetengau widmet, fällt gegenüber dem ersten Teil leider deutlich ab. Was die Quellen der Verfolger betrifft, rekurriert Löw mehrheitlich auf bereits abgedruckte Dokumente, wovon die meisten in den bekannten Editionen von Miroslav Kárný und Jaroslava Milotová erschienen sind. Ein großer Teil der noch nicht gedruckten Verfolgungsdokumente bezieht sich auf die Arisierung, welche fraglos wichtig, jedoch nicht das zentrale Charakteristikum der Judenverfolgung war. Die Umfunktionierung der Prager Jüdischen Gemeinde zu einem „Judenrat“ wird beispielsweise nicht dokumentiert, der Leser muss sich diese beim Interview mit deren Vorsitzendem, František Weidmann, im Jüdischen Nachrichtenblatt dazudenken (Dokument 273). Viele der jüdischen Selbstzeugnisse stammen von denselben Personen (drei Briefe von Norbert Meissner, zwei von Ilse Weber und zwei Tagebucheinträge von Helga Weissová-Hošková und je drei von Jiří Münzer und Eva Mändlová-Roubíčková). Mit Ausnahme von Meissner sind diese Quellen allerdings bereits veröffentlicht und einem breiten Publikum bekannt.

Hinsichtlich der Auswahl der Quellen fällt auf, dass Löw die tschechischen Juden als eine viel homogenere Gruppe erscheinen lässt, als sie es tatsächlich waren; in ihrer Darstellung kommen vor allem jüngere urbane Deutschsprachige bzw. Zionisten zu Wort. Während die Bearbeiterin in der Einleitung erwähnt (S. 15), dass viele der Juden der böhmischen Länder tschechisch assimiliert waren, schlägt sich dies nicht in der Auswahl der Dokumente nieder. Es fehlen die Perspektiven der tschechisch Sprechenden im Allgemeinen und der Tschechojuden im Besonderen. Auch wenn Löw in der Einleitung einiges aus der neueren Forschung zitiert, vor allem Chad Bryants wichtiges „Prague in Black“, berücksichtigt sie seine Ergebnisse über die zunehmende Ethnisierung der Protektoratsbevölkerung und ihre Hinwendung zum Tschechischen nicht. Diese fand auch unter den jüdischen Tschechen statt, die in den ersten Jahren der Okkupation oft nur noch Tschechisch sprachen. Auch wenn der Anteil alter Menschen in der tschechischen jüdischen Bevölkerung in der Folge der Emigration stark zunahm, finden wir kein Dokument aus der Sicht der Alten. Die Perspektive der Juden vom Lande fehlt, und anders als im deutschen Teil sucht man Berichte über (oder von) sozial marginalisierten Gruppen vergebens. Schließlich vernachlässigt der Band ein für das Protektorat charakteristisches Kapitel: die „rozvody na oko“, die Scheinscheidungen. Viele in Mischehe lebende Paare (und Böhmen hatte 1930 die weltweit höchste Rate der Mischehen) ließen sich zwischen 1939 und

1941 scheiden, um familieneigene Betriebe, Praxen und Besitztümer zu retten; die Partner lebten aber weiter zusammen. Niemand ahnte, dass die jüdischen Partner mit der Scheidung der Deportation preisgegeben wurden. In Theresienstadt lebten Hunderte, wenn nicht Tausende, alleinstehende tschechische Juden, die zu ihren Partnern und Kindern zurückkommen wollten. Den wenigsten ist dies gelungen.

Die Auswahl der Dokumente im tschechischen Teil zeichnet ein statisches und verzerrtes Bild der jüdischen Gemeinschaft. Löw, die keine Kennerin der Geschichte des Holocaust in den böhmischen Ländern ist, rezipiert zwar neuere und neueste Literatur, ohne jedoch deren Ergebnisse aufzugreifen. Insgesamt präsentiert sie ein konventionelles, wenig diskursorientiertes Verständnis der Judenverfolgung im Protektorat. Die Fußnoten enthalten manche, nie ganz vermeidbare Ungenauigkeiten, aber auch Fehler. So bringt Löw die Geschichte des deutschen und des tschechischsprachigen Zweigs von Techelet-Lavan, der zionistischen Jugendbewegung in den böhmischen Ländern, durcheinander (S. 681 f.) Im Dokument 274, einem Brief Robert Vinči Weinbergers, wird der Zionist „Gert“ (Nr. 274) erwähnt, doch dabei wird offenbar nicht erkannt, dass es sich um Gert Körbel handelt. Körbel, Autor des Dokuments 298, war ein prominentes Mitglied der zionistischen Jugendbewegung. Die Edition des tschechischen Teils hinkt derjenigen des deutschen auch in puncto Sorgfalt nach: Der gesamte Band wählt deutschsprachige Namen für die Orte im Protektorat, während es die polnischen für Örtlichkeiten im Generalgouvernement benutzt. Die tschechischen und deutschen Namen werden aber in den Annotationen, etwa in Dokument 285, abwechselnd benutzt. Schließlich werden die weiblichen Nachnamen mal in der neutralen Form, ein anderes Mal in der tschechischen Version zitiert. Die Tagebücher von Eva Mändlová und Helga Weissová werden unter ihren Nachnamen abgedruckt, die sie erst nach ihrer Heirat, Jahre, wenn nicht Jahrzehnte später angenommen haben, was ahistorisch wirkt. Es hätte dem Band gut getan, von einem Spezialisten für tschechisch-jüdische Geschichte redigiert zu werden.

Die Bilanz fällt somit gespalten aus: Der erste Teil des Bandes ist beeindruckend und erweitert unser Verständnis vom Geschehen in Deutschland und Österreich. Der zweite, tschechische Teil präsentiert anhand überwiegend bekannter Dokumente ein viel zu homogenes Bild. Die tschechischen Juden, unterschiedlich, wie sie waren, erscheinen so als blasses Anhängsel ihrer deutschen Verwandten. Zwei oder drei Jahre später waren die meisten von ihnen tot. Umso wichtiger wäre es gewesen, ihnen im Rückblick in ihren Unterschieden und Widersprüchen gerecht zu werden.

Coventry

Anna Hájková

Benda, Jan: Útěky a vyhánění z pohraničí českých zemí 1938-1939 [Flucht und Vertreibung aus dem Grenzgebiet der böhmischen Länder 1938-1939].

Karolinum, Praha 2013, 542 S., ISBN 978-80-246-2119-7.

In seiner Studie beschäftigt sich Benda nicht nur mit der Flucht und Vertreibung, sondern vor allem auch mit der unterschiedlichen Aufnahme von Tschechen, Juden und deutschen Antifaschisten in der sogenannten Zweiten Republik, d.h. dem

tschechoslowakischen Staat, der nach dem Münchner Abkommen entstand. Dazu hat er die verfügbaren Quellen, Erinnerungen und die zeitgenössische Presse ausgewertet. Er würdigt die Ergebnisse, setzt sich aber auch mit den Verzerrungen und Leerstellen in der bisherigen Forschung auseinander, insbesondere soweit diese von national gesinnten tschechischen und (sudeten)deutschen Historikern stammt.

Im ersten Teil behandelt Benda die Lage der Tschechen, Juden und deutschen Antifaschisten in den abgetretenen Sudetengebieten. Massen jubelten, als die deutsche Wehrmacht nach dem Münchner Abkommen vom 29./30. September 1938 in die Grenzgebiete (pohraničí) der Tschechoslowakei einmarschierte und Hitler sich den Sudetendeutschen zeigte. Tschechen, Juden und deutsche Sozialdemokraten und Kommunisten mieden möglichst die Straßen und Plätze. Den fliehenden Tschechen und Juden, vor allem aber den deutschen Antifaschisten wurde Verrat und Dienst für die tschechischen Feinde vorgeworfen – sie wurden bespuckt, beschimpft und auch mit Steinen beworfen und geschlagen. In einigen Fällen mussten sie unter dem Gejohle der Mitglieder und Anhänger der Sudetendeutschen Partei (SdP) grobe Arbeiten verrichten wie tschechische Aufschriften entfernen oder Straßen fegen. Mitglieder des im September aufgestellten Sudetendeutschen Freikorps tyrannisierten deutsche Soldaten, die nach ihrem Einsatz in der tschechoslowakischen Armee nach Hause kamen. In den folgenden Monaten schikanierten Behörden und sudetendeutsche Nationalisten Tschechen, um sie zur Abwanderung in die Zweite Republik zu bewegen. Tschechen verloren deshalb ihren Arbeitsplatz bzw. ihre Kunden. Zum Teil wurden sie in deutschen Läden nicht mehr bedient. Auf die wenigen Juden, die nicht ohnehin schon geflohen waren, wurde der Druck besonders nach der „Reichspogromnacht“ immer stärker, unter Zurücklassung ihres Eigentums die Sudetengebiete zu verlassen. Mit Gewalt vertrieben wurden nach Benda etwa 700 bis 800 Tschechen (S. 96).

Noch brutaler als die deutschen gingen die polnischen Behörden gegen die tschechische Minderheit vor und das vor allem in den ersten Monaten nach der Annexion des Teschener bzw. Olsa-Gebiets. Auch die neuen Regime in der Slowakei und der Karpatenukraine übten Druck hauptsächlich auf die tschechische Intelligenz und die Staatsangestellten aus, um diese zum Abzug zu bewegen. Tschechische „Kolonisten“ mussten die von Ungarn annektierten südslowakischen Gebiete verlassen.

In Bezug auf die Zahl der tschechischen Flüchtlinge stützt sich Benda auf die Angaben aus dem Institut für Flüchtlingsfürsorge (Ústav pro péči o uprchlíky) und dessen Sekretär Jaroslav Šíma.¹ Ebenso wie dieser rechnet er die Staatsangestellten, die von ihren Ministerien ins Landesinnere versetzt wurden, nicht den Flüchtlingen zu. Von den in den Sudetengebieten zurückgebliebenen Tschechen gehörten entsprechend der reichsdeutschen Volkszählung vom Mai 1939 etwa 60 Prozent zu den „Altsiedlern“, also zu jenen Tschechen und ihren Nachkommen, die schon vor 1918 in den Grenzgebieten gelebt hatten (S. 62). Diese Feststellung schließt natürlich nicht

¹ Šíma, Jaroslav: Českoslovenští přestěhovalci v letech 1938-1945. Příspěvek k sociologii migrace a teorii sociální péče [Die tschechoslowakischen Umsiedler in den Jahren 1938-1945. Ein Beitrag zur Soziologie der Migration und zur Theorie der Sozialfürsorge]. Praha 1945.

aus, dass 1938 und 1939 vorrangig die zugezogenen Tschechen und unter jenen besonders viele geflohen sind, die sich in nationalen Verbänden engagiert hatten.

Die Flüchtlinge strömten in drei Wellen in das Landesinnere: nach der Teilmobilisierung der tschechoslowakischen Armee im Mai 1938 vor allem deutsche Juden, nach Hitlers Nürnberger Rede am 12. September außer Juden und Tschechen insbesondere deutsche NS-Gegner und seit dem Münchner Abkommen überwiegend Tschechen. Auch bei seinen Angaben zur sozialen Zusammensetzung und den unterschiedlichen Motiven der Flüchtlinge folgt Benda den Untersuchungen Šimas. Die Furcht vor bevorstehenden Schwierigkeiten habe etwa 70 Prozent der deutschen Antifaschisten und Juden, aber nur 30 Prozent der Tschechen zur Flucht veranlasst.

Das Hauptgewicht von Bendas Untersuchung liegt auf der Aufnahme der Flüchtlinge in der Zweiten Republik, diesem Thema widmet er etwa drei Viertel des Textes. Schon die Flüchtlinge der zweiten Welle sollten nach der Meinung der Regierung und den Richtlinien des Innenministers zwar versorgt werden, doch nicht nach Prag kommen und vor allem zur Rückkehr bewogen werden. Während der dritten Welle gab die Regierung die Weisung aus, nur Tschechen und Slowaken in den neuen „nationalen Staat“ aufzunehmen (S. 150). Zudem rief sie die Bevölkerung dazu auf, im Grenzgebiet zu bleiben, auch weil sie noch mit der im Münchner Abkommen vorgesehenen Volksabstimmung in strittigen Gebieten rechnete.

Vom 1. Oktober an sollten die Flüchtlinge wieder in die Sudetengebiete zurückgeschickt werden. Dieser Auslieferung an die neuen NS-Behörden konnten sich diese nur durch Flucht entziehen. In den folgenden Tagen wurden widersprüchliche Weisungen erteilt: So hieß es anfangs, dass die Migranten ausschließlich in die erwarteten Abstimmungsgebiete, die ja noch nicht besetzt waren, zurückgebracht werden sollten; tatsächlich wurden sie in mehreren Zügen und unter polizeilicher Bewachung zurückdeportiert. Nur den Deutschen, die sich so stark politisch exponiert hatten, dass ihr Leben durch eine Rückkehr in Gefahr gewesen wäre, wollte man Aufnahme in der Republik gewähren. Doch sollten sie sich nicht dauerhaft in der Tschechoslowakei niederlassen dürfen und die Staatsbürgerschaft nicht erhalten. Vor allem das Militär forderte, die Deutschen und Juden zwangsweise zurückzuführen. Am 8. Oktober warnte das Innenministerium vor der Entstehung einer neuen deutschen Minderheit, deren Illoyalität den Reststaat erneut bedrohen könnte. Der Ministerrat beschloss am 19. Oktober, tschechische Flüchtlinge aufzunehmen, Deutsche und Juden aber nur in sehr begrenzten Ausnahmefällen. Nach der „Reichspogromnacht“ zum 9. November erhielten die Grenzposten Anweisung, die herandrömenden und von deutschen Polizisten an die Grenze gejagten Juden fernzuhalten und zurückzuschicken, der Generalstab forderte, „die Invasion der Juden“ zu stoppen (S. 184).

Benda weist darauf hin, dass die Gefahr, deportiert zu werden, auf dem Land größer war als in Prag, wo die Sekretariate der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (DSAP) und der Kommunistischen Partei (KSČ) Bescheinigungen über die politische Betätigung und die entsprechende Lebensbedrohung ihrer Mitglieder bei einer eventuellen Rückkehr ausstellten. Die Zahl der Flüchtlinge, in der Mehrheit Deutsche, die in die annektierten Grenzgebiete ausgewiesen wurden, wo sie von der Gestapo in Empfang genommen wurden, ist umstritten. Benda spricht von über

7000 Personen, während Peter Heumos und Wenzel Jaksch von drei bis vier Mal so vielen Betroffenen ausgehen (S. 166-169). Immerhin 10000 deutsche Antifaschisten und 18000 Juden fanden eine vorläufige Zuflucht in der Zweiten Republik.

Um ihre „Weiterwanderung“ sollte sich nach Meinung des Innenministeriums das Außenministerium kümmern, schließlich kosteten diese Menschen nicht nur Geld, sondern seien auch in staatsbürgerlicher Hinsicht nicht als voll zuverlässig anzusehen, es drohe die Bildung neuer deutscher Zellen im Lande. Erst unter dem Druck der Verhandlungen über einen britischen Hilfskredit und durch die Erweiterung der Auswanderungsmöglichkeiten für die Deutschen und Juden änderte sich die Haltung der tschecho-slowakischen Regierung und sie akzeptierte die britische Forderung, ein Achtel des vorgesehenen Viermillionenkredits für die Flüchtlinge zu verwenden.

Über die Auswanderung verhandelten sowohl jüdische Organisationen als auch die DSAP-Führung. In London sprachen Wenzel Jaksch und Willy Wanka über die Aufnahme nicht nur ihrer eigenen Genossen, sondern auch von Kommunisten, Juden sowie reichsdeutschen und österreichischen Flüchtlingen. Da London der Meinung war, dass diese nicht in Großbritannien bleiben könnten, wandten sie sich auch an die Londoner Vertretungen der Dominien. Aus Skandinavien kamen führende Vertreter der sozialdemokratischen Bruderparteien und wählten Immigranten aus. Die verzweifelte Stimmung unter den geflohenen und zurückbleibenden deutschen Antifaschisten, besonders unter den Mitgliedern der Republikanischen Wehr, die sich freiwillig zum Dienst für die Verteidigung der Tschechoslowakei gemeldet hatten und nun meist vergeblich auf eine Möglichkeit zur Emigration warteten, analysiert Benda vor allem anhand von Dokumenten des Innenministeriums.

In weiteren Kapiteln befasst er sich mit den staatlichen Behörden und zivilgesellschaftlichen Organisationen, die sich um die Evidenz, Unterbringung, Versorgung und um Arbeit für die Flüchtlinge kümmerten, insgesamt etwa 450-500000 Menschen, bis auf etwa 30000 Juden und deutsche Antifaschisten, Tschechen. Das war eine außerordentliche Leistung der viel kritisierten Zweiten Republik! Benda geht allerdings auch ausführlich auf die Tatsache ein, dass der Antisemitismus infolge der Not wuchs, die in der Zweiten Republik herrschte. Vertreter bestimmter Berufe versuchten die jüdischen Konkurrenten auszuschalten, der Sokol wandte sich gegen die deutschsprachigen Juden. Die Tschechen, Slowaken und Karpatenukriener könnten und müssten jetzt ausschließlich für sich selbst sorgen.

Jan Benda hat eine faktenreiche Darstellung vorgelegt, die den Stand der Forschung zur Flucht aus dem Grenzgebiet, Aufnahme in der Zweiten Republik und Emigration wesentlich erweitert. Zu den Stärken der Arbeit gehört die national unvoreingenommene Analyse, zu den Schwächen ihr wenig übersichtlicher Aufbau, der den Autor immer wieder zu Wiederholungen zwingt.

Veselská, Magda: Archa paměti. Cesta pražského židovského muzea pohnutým 20. stoletím [The Arc of Memory. The Jewish Museum in Prague's Journey Through the Turbulent Twentieth Century].

Academia, Židovské muzeum v Praze, Prague 2012, 287 pp., ISBN 978-8-020-02200-4.

The Jewish Museum in Prague, since its transformation during Second World War into the largest depository of Judaica in the world, has been an inexhaustible source of amazement, debate and controversy. The need for a comprehensive study of the historical and ideological development of this museum/depository/memorial has been felt for many decades, but has become particularly acute since 1989. As a matter of fact, an internationally acclaimed book about the history of the museum has already been published, written by its first post-war director Hana Volavková (*The Story of the Jewish Museum in Prague*), which appeared in English in 1968. However, the literary genre of Volavková's book can more accurately be described as an elegy rather than an historical account, so it cannot be regarded as an academic study of this topic. The expectations surrounding Magda Veselská's book which is the first complete recapitulation of the history of this unique memory institution "through the turbulent twentieth century" are understandably great.

The author of the book has been an employee of the Jewish Museum in Prague since 1999 and she is currently head of the Department of Collections. She first started to focus on the topic of the Jewish Museum in Prague during her studies at the Institute for Archaeology and Museology at Masaryk University in Brno, where she eventually took the museum as the topic of her thesis. Between 2005 and 2011 Veselská published several studies on the development of Jewish Museology in Bohemia and Moravia and about key personalities in the history of the Jewish Museum in Prague, such as its chief curator during World War, Josef Polák, and its first post-war director, Hana Volavková. She was an organiser of a number of exhibitions relating to the collections and history of the Jewish Museum in Prague. Veselská's recent publication can therefore be regarded as a final synthesis of years of research, of direct professional involvement with the museum's collections by an insider with great knowledge of the actual museum politics.

Veselská presents her subject in the form of a detailed historical reconstruction based on meticulous archival research. She carefully avoids any personal interpretation of her subject-matter, preferring to describe the museum using an evidence-based approach, referring back to the relevant corresponding documents. The text is divided into four main chapters: the first phase of institutional development from the beginning of the 20th century until 1938; the war-time Central Jewish Museum; the transition from a community museum to a state museum between 1945 and 1950; the state controlled institutional phase in Socialist Czechoslovakia and the institutional changes in the first years after 1989. The text is rounded off by an epilogue written by the present museum director, Leo Pavlát.

In her discussion Veselská discloses a wide range of facts about the museum's internal institutional and external political contexts which, until now, have remained hidden from the public. However, the main content of this scholarly piece consists of the demystification of two existing theses related to the museum, which have had

a considerable impact on how post-Cold War paradigms of “collective memory” with regard to totalitarian systems, have developed.

The first important paradigm shift concerns the hitherto generally accepted thesis, that the idea of the war-time Jewish Central Museum (Jüdisches Zentralmuseum/Ústřední židovské museum) emerged in 1942 on the co-initiative of the Prague Central Office for Jewish Emigration (Zentralstelle für jüdische Auswanderung) created at the end of 1939, and the Prague Jewish Trustee Office (Treuhandstelle) set up to administer the personal property of the deportees in 1941, operated by the Prague Jewish community. As Veselská points out with reference to a number of archival sources, the initiative to establish a Central Jewish Museum in Prague was in fact taken by the Prague Jewish community, primarily as an undercover manoeuvre with a view to saving parts of the property of Jewish communities in Bohemia and Moravia that had been dissolved by force during Second World War (except property in the Sudeten border region, which was annexed in September 1938). This cleverly devised storage-museum also housed the collections of the Jewish museums of Mladá Boleslav and Mikulov. The Prague Central Office, headed by Sturmbannführer Hans Günther, but run in effect by his deputy Karl Rahm, did not interfere actively either with the idea of establishing a Central Jewish Museum, or with the conception of the exhibitions set up under the curatorship of Josef Polák between 1942 and 1944. In this connection the Nazi authorities were basically external supervisors who only consented to or denied initiatives taken by the Prague Jewish community. On the other hand, the Jewish community appears here as an active agent, acting under extreme restrictions, trying to influence the destiny of the cultural heritage of its own disappearing communities. These efforts were paid for by bitter and, in some cases, even discrediting compromises. In this connection one important detail accentuated by Veselská is that the museum was not destined for a wide public, only for a very restricted circle of higher-ranking SS officers based around the Central Office. As a result, and as indicated by Veselská’s argumentation, the Jewish Museum in Prague should not be identified with the so-called Institutes for the Study of the Jewish Question established in 1935-1943 both in Germany (Berlin, Munich and Frankfurt am Main) and in German-occupied Europe (Krakow, Paris, Milan, Florence, Trieste, Bologna and Budapest). The topos of the “museum of an extinct race”, which became intrinsically connected with the identity of the museum after 1945, is hence a teleology, confounding the consequence of an unprecedented historical tragedy with an intentional project. The afore-mentioned post-Holocaust interpretation was mainly issued by the first post-war museum staff, namely Hana Volavková, Jiří Weil, Egon Erwin Kisch and H. G. Adler. Veselská’s documentary account about the precise circumstances of the genesis of the Jewish museum in Prague relativises the reliability of some of the latest research, such as that conducted by Dirk Rupnow (2000, 2005)¹ and Jan Björn Potthast (2002),² in which they

¹ *Rupnow, Dirk: Täter-Gedächtnis-Opfer. Das „jüdische Zentralmuseum“ in Prag 1942-1945. Wien 2000; Rupnow, Dirk: Vernichten und Erinnern: Spuren nationalsozialistischer Gedächtnispolitik. Göttingen 2005.*

² *Potthast, Jan Björn: Das Jüdische Zentralmuseum der SS in Prag. Gegnerforschung und Völkermord im Nationalsozialismus. Frankfurt/Main 2002.*

correlate the museum with a wider framework of Nazi propaganda apparatus, the so-called “Ideological research on political enemies” (*Gegnerforschung*) and with its intrinsic goal to annihilate the enemies’ memory, respectively its historical self-consciousness (*Gedächtnismord/Memorizid*).

Paradoxically, the museum has only become an ideological propaganda tool after the Holocaust, in socialist Czechoslovakia. With this point, however, we have arrived at Veselská’s second crucial contribution to the debate concerning the place of this minority-centric institution within the grip of an oppressive power. According to Veselská, the nationalisation of the museum in 1950 should not be considered as an act of force, but as the result of mutual consent between state authorities (the National Administration/*Národní správa*, the Fund of National Renewal/*Fond národní obnovy* and the Ministry of Education) on the one hand, and the museum’s leadership (represented by Hana Volavková) on the other. It was Volavková herself who initiated and urged the transition of the museum into state guardianship in order to secure the survival of its invaluable collections as a whole. Yet her vision of entrusting the “cultural heritage” of the extinct Jewish communities of Bohemia and Moravia to the patronage of the Czechoslovak State could not be accomplished in the way she had originally understood due to the Communist coup of February 1948. In the following 40 years the museum became the last stakeholder of the historical memory of a shrinking, dissolving Jewish community as well as an instrument of state propaganda pursuing programmatically the neutralisation of the inherent Jewish specificity of the above mentioned historical memory. Notwithstanding this point, as Veselská demonstrates by detailed documentation, the museum has managed to reconcile this antagonism under the cover of ideological conformity.

One of the advantages of Veselská’s analytical approach is that she is able to keep an emotional distance by describing the key protagonists in the history of the Jewish Museum in Prague. She characterises them as ordinary human beings with personal ambitions, frailties and shortcomings, not as heroes or victims. Her text evokes for the reader people who were trying to maintain normality through self-discipline, labour and professional achievement in the midst of a storm whose consequences they were unable to foresee. Strangely, this sober evaluation endows even the interim period of the war-time Jewish Central Museum with a glint of catharsis, in spite of its close encounter with the Holocaust.

The paradigm shift in the typification of the Jewish Museum in Prague from a morbid ideological experiment during the Holocaust, or as Volavková paraphrased it after 1945, “a memorial for the dead” (*posmrtný památník*),³ to an active cultural and memory institution even during WWII and under Communism, will undoubtedly affect the future research in memory culture studies. It will also be interesting to see, how this paradigm shift will be reflected in new exhibitions planned between now and 2016, if at all, and how the cultural vitality and pedagogical interactivity

³ *Volavková, Hana* (ed.): *Židovské muzeum v Praze. Průvodce sbírkami* [The Jewish Museum in Prague. A Guide to the Collections]. Praha 1948, 6.

within the new public image of the museum will be balanced with its tragic historical heritage.

Aarhus

Katalin Deme

Krauss, Marita/Scholl-Schneider, Sarah/Fassl, Peter (Hgg.): Erinnerungskultur und Lebensläufe. Vertriebene zwischen Bayern und Böhmen im 20. Jahrhundert – grenzüberschreitende Perspektiven.

Volk Verlag, München 2013, 376 S., zahl. Abb., ISBN 978-937200-99-6.

Der Baubeginn des im Vorfeld international heftig umstrittenen Zentrums „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ in Berlin im Juni dieses Jahres sichert dem Thema der Vertreibungen Deutscher aus Ost- und Mitteleuropa in Folge des Zweiten Weltkriegs aktuell erneut öffentliches Interesse. Wie Manfred Kittel, Direktor des Zentrums, bei diesem Anlass äußerte, bestehe nun, nachdem die Geschichte die Europäer lange Zeit getrennt habe, die Hoffnung darauf, sie durch die Erinnerung zu verbinden.¹ Dieser versöhnliche und von Empathie getragene Impetus liegt auch dem von Marita Krauss, Sarah Scholl-Schneider und Peter Fassl herausgegebenen vorliegenden Sammelband zugrunde, der Lebensgeschichten von Vertriebenen und die Grenze zu Tschechien als Motive einer übergreifenden Erinnerungskultur behandelt. Man bewege sich mit dem Thema als Historiker, wie Krauss in ihrem einleitenden Essay erklärt, an der Grenze zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik, zwischen historischer Analyse und menschlicher Anteilnahme (S. 12).

Das Buch ist Ergebnis einer mehrjährigen Forschungsinitiative des Lehrstuhls für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte der Universität Augsburg unter Leitung von Krauss mit Bezug zum Projekt eines sudetendeutschen Museums, für dessen Konzeption Krauss ebenfalls verantwortlich zeichnete. Diese doppelte Verankerung und das daraus resultierende Anliegen, sich sowohl an das Fachpublikum als auch an eine breitere Öffentlichkeit zu wenden, erklärt die thematische Bandbreite des Buches, zu dem 21 Autoren beigetragen haben. Sie reicht von Fragen nach der Auseinandersetzung mit dem Leben der eigenen Vorfahren in Böhmen im Spiegel von „geretteten“ Dokumenten (Maria Kretschmer) bis zu solchen nach strukturellen Charakteristika der Integration wie der ambivalenten Rolle der katholischen Kirche bei der Integration der Vertriebenen (Markus Stadtrecher). Als roter Faden dienen das Interesse nach der transgenerationalen Weitergabe von Erinnerungen mit einem Fokus auf der Geschichte der Eingliederung in die westdeutschen Aufnahmegemeinden sowie die Methode der Oral History unter Einbeziehung von privaten Fotografien. Es entsteht ein facettenreiches und – durch die Beispiele konkreter Lebensläufe – trotzdem tiefenscharfes Bild des Neuanfangs mit seiner identitätsbildenden Rolle für die Erlebnissgeneration, aber auch für ihre Kinder und Enkel sowie für die schwäbische Landesgeschichte als Ganzes.

¹ Deutsche Welle, Sendung Journal, 11. Juni 2013, <http://www.dw.de/baubeginn-für-das-vertriebenen-zentrum/a-16263246> (letzter Zugriff 10.09.2013).

Die Beiträge sind in fünf Abschnitte gegliedert, die sich allerdings nicht durchgehend zwingend aus dem Material ergeben. In drei Einführungstexten erläutern Marita Krauss, Helga Hirsch und Matěj Spurný den konzeptionellen Hintergrund von Forschungsprojekt und Museum. Sie gehen auf die wechselhafte Rezeptionsgeschichte von Flucht und Vertreibung in beiden deutschen Staaten ein sowie auf die Arbeit der mit dem Forschungsprojekt assoziierten tschechischen Bürgerinitiative „Antikomplex“. Diese hat sich in einer lange Zeit nicht denkbaren Unvoreingenommenheit mit Landschaft und Gedächtnis im tschechischen Grenzgebiet beschäftigt und ist dem interessierten Leser durch die erfolgreiche Publikation „Zmizelé Sudety/Das verschwundene Sudetenland“ (dritte überarb. u. erw. Aufl. Domažlice 2004) bereits gut bekannt.

Ausführungen, die die Historiografie zu Flucht und Vertreibung sowie den aktuellen Stand der interdisziplinären Forschung kritisch reflektieren, verleihen der Veröffentlichung an vielen Stellen Handbuch-Charakter (neben Hirsch mustergültig etwa Scholl-Schneider zur Methode der interkulturellen Oral History sowie Manfred Heerdegen und Fassl zur schwäbisch-landesgeschichtlichen Forschung).

Der Schwerpunkt der Publikation liegt auf der Analyse lebensgeschichtlicher Interviews, ergänzt durch Recherchen vor Ort und in Archiven auf beiden Seiten der Grenze. In guter Oral-History-Tradition gelingt es, hinter der kollektiv eingetübten Außen- und Eigenwahrnehmung „der“ Vertriebenen individuelle Erfahrungen sichtbar zu machen: wie diejenige Eduard Marjankos (Michaela Hämmerle), der zunächst als Zwangsarbeiter in St. Joachimsthal eine Familie gründete, Besitz erwarb und nach langem Bemühen 1966 in die Bundesrepublik ausreisen durfte. Da sich jedoch seine Biografie in wesentlichen Punkten von denjenigen vieler seiner Landsleute unterschied, habe von den dortigen Sudetendeutschen niemand seine Geschichte hören wollen (S. 156). Neben solchen alternativen Erzählungen bestätigen viele der vorgestellten Lebensgeschichten indes die identitätsstiftende Rolle der kollektiven sudetendeutschen Erinnerung und ihrer Topoi (etwa des „verlorenen Paradieses“ der Kindheit bei Juliane Kniefelkamp). Hinter diesen Narrativen konnten unterschiedliche, mitunter auch widersprüchliche Motive stehen. Das zeigt etwa die Biografie Renate Zettels, einer Sudetendeutschen der zweiten Generation, an der Eva Bendl die Geschichte einer doppelten Abgrenzung nachzeichnet – von den Einheimischen wie auch gegenüber landsmannschaftlichen Gruppierungen.

Besonders überzeugend ist der konzeptionelle Zugriff, einen Teil der lebensgeschichtlichen Untersuchungen auf einen Ort als Erinnerungsraum exemplarisch zu konzentrieren. Ausgewählt wurde dafür Honau/Hanov in Westböhmen. Miroslav Schneider verfolgt die Biografien Erhard Benedikts, Sohn einer Bauernfamilie, der im Rahmen des universitären Forschungsprojekts interviewt worden ist, und diejenige des im Oktober 1945 für den Benedikt-Hof eingesetzten tschechischen Nationalverwalters Josef Levaj, dessen Lebensweg durch Archivmaterial rekonstruiert wurde. Das Amt des Nationalverwalters wurde geschaffen, um für den Staat das Vermögen „unzuverlässiger Personen“ bis zur Bestimmung eines neuen Besitzers zu verwalten. Als zurückkehrender Soldat und „Auslandstscheche“ aus der Karpaten-ukraine war Levaj ein typischer Anwärter auf die Position. Er besaß keinerlei landwirtschaftliche Erfahrung, womit er in der ersten Zeit der „Neubesiedlung“ keine

Ausnahme darstellte, und war daher auf die Arbeit der Benedikts angewiesen. Das Zusammenleben des Neusiedlers, der Alkoholiker war, mit der noch nicht ausgesiedelten Bauernfamilie mündete in eine schwierige Symbiose, die von den anderen Dorfbewohnern misstrauisch beobachtet und schließlich denunziert wurde.

Die Benedikts stehen auch im Mittelpunkt von Ralf Paschs Beitrag, der sich mit der transgenerationalen Dimension der Vertreibung der Familie beschäftigt und die Perspektive des Enkels Sebastian, zum Zeitpunkt des Interviews 18 Jahre alt, nachvollzieht. Zwar sei das Schicksal seiner Großeltern der Auslöser für sein Interesse an Geschichte gewesen, resümiert er, aber ihre Geschichte sei nicht seine eigene (S. 251). Diese anteilnehmende, zugleich aber auch distanzierte Haltung ist für die Stimme der Enkel, die in diesem Band – sei es als Interviewpartner, Verfasser (Raphaela Rehwald) oder gespiegelt in Romanen (Christopher Schliephake) – zu Wort kommen, charakteristisch. Anders als es die Untersuchungen zu transgenerationalen Spätfolgen, die sich bislang auf die Weitergabe von Erfahrungen aus Holocaust und NS an die dritte Generation konzentriert, vermuten lässt² und die Helga Hirsch im vorliegenden Band als eines der Desiderata der Forschung zu Flucht und Vertreibung nennt, sind hier keine Anzeichen von Gefühlen der Verunsicherung, Entwurzelung oder andere mit dem Begriff der posttraumatischen Belastungsstörung verbundene unbewältigte Verlusterfahrungen zu vermerken. Darüber hinaus sei die Enkelgeneration, wie Eva Habel in ihrem Beitrag zu bedenken gibt, bald die wichtigste Zielgruppe des geplanten sudetendeutschen Museums. Sie mahnt zu Recht an, dass man sich in dieser Hinsicht nicht auf die Darstellung von „Leistung und Schicksal“ der Gruppe beschränken könne, sondern die historischen Umstände detailliert zur Anschauung gebracht werden müssten, da sie den Nachfahren – und man mag ergänzen: auch der breiteren Öffentlichkeit – zu wenig bekannt seien. Überdies ist dem Museum zu empfehlen, auch die gelungene Kombination von exemplarischen Darstellungen von Biografien mit Analysen des erinnerungsgeschichtlichen Diskurses zu übernehmen. Elisabeth Fendl revidiert etwa die nach wie vor dominierende These von einem Beschweigen der Vergangenheit von Seiten der Erlebnisgeneration. Ihre Auswertung von Interviews mit Angehörigen von Vertriebenen aus Neutraubling führt sie vielmehr zu dem Schluss, dass im Gegenteil (zu) viel geredet worden sei, jedoch die Adressaten in der Regel nicht zuhören konnten oder wollten.

Hervorzuheben ist die Bezugnahme auf private Fotografien in einem Großteil der Beiträge. Auf separaten Seiten abgedruckt und von Zitaten und teilweise knappen Erläuterungen begleitet, treten sie über die Verbindung mit dem jeweiligen Artikel hinaus als Informationsquelle eigenen Rechts auf. Neben Vorher-Nachher-Fotos der Heimatorte und Aufnahmen von Kleinkindern im Garten, stechen solche Bilder heraus, die auf die Komplexität der Geschichte und ihrer Erinnerung verweisen: So das „korrigierte Familienfoto“ der Familie Rehwald aus Rosendorf von 1938, auf dem die Uniformknöpfe des Vaters und der beiden Jungen übermalt wurden. Eine ande-

² Vgl. den Call-for-Papers zur Konferenz „Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis“ – Wien 07/13, <https://navigator.gmx.net/navigator/show?sid=cb543528e96bd5d8dc4ae6498be7261a8372cc0da88693da23108f17a3b8aad818fa8c94619bed8b29fbace387737587#mail> (letzter Zugriff 10.09.2013).

re Fotografie zeigt eine blitzblanke Wohnstube in Otterndorf mit einem Hitler-Porträt und dem Interview-Zitat, man habe ein solches Bild aufhängen müssen (Beitrag Ralf Pasch, S. 245). Dem Leser bleibt es selbst überlassen sich vorzustellen, was passiert wäre, wenn man sich dem Bildnisdiktat verweigert hätte. Hier wie insgesamt gilt es, die Aussagen von Zeitzeugen an objektivierbaren Informationen zu messen, sonst läuft man Gefahr, die Perspektive des Erzählenden, und nur sie, einfach zu wiederholen.

Hier setzt der einzige Kritikpunkt am Band an: Gerade an der von Marita Krauss eingangs genannten empfindlichen Schnittfläche zwischen wissenschaftlicher Distanz und Mitgefühl, an der Buch und Museum agieren, ist zwischen beiden unbedingt trennscharf zu unterscheiden und diese Linie stets sichtbar zu belassen. Denn Zeitzeugen sind durch ihr emotionales Identifikationsangebot mit dem Opferstatus verbunden und rufen den Leser und Museumsbesucher zwar zur Empathie auf, für die Entwicklung realistischer Geschichtsbilder sind sie jedoch nur bedingt hilfreich. Dies trifft ebenso für den Einsatz von Fotografien und den begleitenden Zitaten zu, die deren Lektüre lenken. Ohne eine durch Theorie informierte „dichte Beschreibung“, wie etwa Elizabeth Edwards sie in Anknüpfung an Clifford Geertz für die Visual Anthropology forderte, offenbart die Fotografie nur das Offensichtliche.³

Hamburg

Eva Pluhařová-Grigienė

Burka, Alexander: Was blieb vom Fenster in den Westen? Zur Auslandskulturpolitik Österreichs in Ostmitteleuropa seit 1945 am Beispiel Polens und der Tschechoslowakei/Tschechiens

Peter Lang, Frankfurt/Main u. a. 2012, 395 S. (Politik und Demokratie. Reihe des Wiener Instituts für Politikwissenschaft 23), ISBN 978-3-631-61624-6.

Alexander Burkas Buch „Was blieb vom Fenster in den Westen?“, das auf seiner Dissertation an der Freien Universität basiert, ist eine der raren Publikationen zur Kulturdiplomatie Österreichs. Mit dem Blick auf die österreichische Kulturpolitik gegenüber Polen und der Tschechoslowakei/der Tschechischen Republik, die er in komparativer Langzeitperspektive für die Jahre von 1945 bis 2005 untersucht, steht die Arbeit sogar ganz allein. Auch für die deutsche auswärtige Kulturpolitik liegt bislang keine Untersuchung vor, die die kulturellen Beziehungen für die gesamte sozialistische Zeit und über den Fall des „Eisernen Vorhangs“ hinweg analysiert.

Burka kombiniert zwei Herangehensweisen: Einerseits nähert er sich seinem Thema von der Politikgeschichte her, wobei er sich primär auf Ansätze aus der Geschichte der internationalen Beziehungen stützt und auf die Entwicklung von Institutionen und Verträgen konzentriert. Hierbei beschränkt er sich auf die wichtigsten Akteure: das Bundesministerium für Unterricht, das Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten (seit 2004 Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten) und die mit diesen verbundenen österreichischen

³ Edwards, Elizabeth: *Raw Histories. Photographs, Anthropology and Museums*. Oxford 2001, 2.

diplomatischen Vertretungen und Kulturinstitute in Prag und Warschau. Andererseits stellt er von der Kultur- und Ideengeschichte inspirierte Forschungsfragen und geht der Veränderung von Begriffen und Konzepten nach.

Die Arbeit beruht auf einer großen Menge von Quellen und Sekundärliteratur – darunter Archivquellen, Veröffentlichungen staatlicher Institutionen, Reden und Presseartikel. Da die Archivalien der letzten zehn Jahre noch nicht zugänglich sind, hat Burka für diesen Zeitraum Interviews mit Akteuren der österreichischen Auslandskulturpolitik geführt. Der überwiegende Teil der herangezogenen Sekundärliteratur ist deutschsprachig, zur Theorie zum Teil auch englisch. Tschechische und polnische Quellen sind in die Arbeit nur in sehr geringem Maß eingegangen, auch die polnische und tschechische Sekundärliteratur wurde – abgesehen von einigen kleinen originalsprachlichen Texten – nur dann rezipiert, wenn sie in Übersetzung vorliegt.

Burka handelt sein Thema nicht chronologisch ab, sondern präsentiert Analysen zu einzelnen Bereichen: Im ersten Kapitel setzt er sich mit dem Begriff der „Kultur“ und der „Auslandskulturpolitik“ auseinander. Besonders aufschlussreich ist, dass die Frage nach der Auffassung von Kultur hier als Bestandteil der österreichischen staatlichen Identität beschrieben wird, was Burka u. a. anhand der Instrumentalisierung der Kultur in der Innen- wie Außenpolitik illustriert.

Im zweiten Kapitel skizziert er die institutionelle und konzeptionelle Entwicklung der österreichischen Auslandskulturpolitik von 1945 bis etwa Mitte der siebziger Jahre. Es ist nur schade, dass er für die folgenden beiden Zeitschabschnitte – also die Jahre 1975-1989 und 1989-2005 – keine solche chronologische Übersicht bietet. Das dritte und vierte Kapitel behandeln die Entwicklung der österreichisch-polnischen und österreichisch-tschechoslowakischen Beziehungen. Der Akzent liegt dabei auf den Aspekten, die die Besonderheit der jeweiligen Kulturpolitik ausmachen. Im fünften und sechsten Kapitel analysiert der Autor die kulturellen Beziehungen mit beiden Ländern bis 1989, schildert die involvierten Institutionen, geht auf bilaterale Verhandlungen und Verträge ein. Das siebte Kapitel gilt konzeptionellen Fragen einerseits, der politischen Praxis andererseits. Hier erfährt der Leser Aufschlussreiches über die Selbstdarstellung Österreichs im Ausland und über die Vorstellungen von einem gemeinsamen mitteleuropäischen Kultur- und Geschichtsraum. Aufgebaut ist dieser Teil des Buches immer nach dem gleichen Schema: erst folgt ein allgemeiner Abschnitt, dann ein Unterkapitel zu den österreichisch-polnischen und eines zu den österreichisch-tschechoslowakischen Beziehungen.

Im folgenden Kapitel befasst sich Burka mit den Kulturbeziehungen Österreichs zu Polen und der Tschechoslowakei bzw. Tschechien zwischen 1989 und 2005. Er charakterisiert Konzepte, geht auf Teilfragen ein, doch fehlt ein systematischer Überblick über die institutionelle Landschaft. Als zentrale Themen österreichischer Kulturaußenpolitik identifiziert Burka die Selbstdarstellung Österreichs mit einem neuen Akzent auf den Besonderheiten des österreichischen Deutsch, konstatiert ein wachsendes Interesse am Dialog, an der gemeinsamen Geschichte, an bi- und multinationalen Kulturprojekten sowie an Persönlichkeiten, die mit der mitteleuropäischen Kultur verbunden sind, und deren Arbeit die drei involvierten Länder verbinden oder verbanden. Aus all dem wird deutlich, dass es zwei große, eng mitein-

ander verwobene Fragen sind, die sich durch das Buch und durch die österreichische Auslandskulturpolitik ziehen: Welches Österreichbild soll im (östlichen) Ausland verbreitet werden und wie gehen die Österreicher mit dem Thema des gemeinsamen kulturellen Raumes und der gemeinsamen Geschichte Mitteleuropas um?

Im neunten Kapitel geht es schließlich um die Auswirkungen der europäischen Integration auf die österreichische Kulturaußenpolitik und die „europäische Dimension“ der kulturellen Beziehungen. Waren die Kapitel für die Zeit vor 1989 in einen polnischen und einen tschechischen Teil getrennt, werden nun beide Länder gemeinsam abgehandelt. Das heißt jedoch keineswegs, dass beide Politiken gleich gewesen wären. Vielmehr arbeitet Burka für den gesamten Untersuchungszeitraum beträchtliche Unterschiede heraus, die vor allem die Geschichte betreffen: Während im Falle Polens die gemeinsame Vergangenheit eher verbindend gewirkt, Kontakte und kulturellen Austausch stimuliert habe, habe sie sich im Verhältnis zwischen Österreich und der Tschechoslowakei/Tschechien ziemlich häufig als Störfaktor erwiesen.

Der Studie vorangestellt ist ein Vorwort des österreichischen Diplomaten Emil Brix, im Anhang folgt ein Quellen- und Literaturverzeichnis, in dem die verwendeten Archivquellen allerdings nicht aufgeführt werden. Auch ein Namensregister, das bei der Vielzahl der genannten Personen für den Leser sehr nützlich gewesen wäre, sucht man vergebens.

Burkas Arbeit ist informativ und liest sich gut. Die relativ kleinteilige Gliederung und die Aufteilung nach thematisch-analytischen Gesichtspunkten führen allerdings dazu, dass die Kapitel nicht direkt aneinander anschließen, der Leser mitunter recht große thematische Sprünge nachvollziehen muss. Das Lesevergnügen wird zudem durch Fehler bei der Verwendung der diakritischen Zeichen sowie der tschechischen Groß- und Kleinschreibung getrübt (ob das Polnische mit mehr Sorgfalt behandelt wurde, kann ich nicht beurteilen). Solcher kleiner Makel zum Trotz bildet Burkas Buch einen wertvollen, fakten gesättigten Beitrag zu einem bisher wenig erforschten Themenbereich. Burka bietet klare Thesen und betritt vor allem mit dem Vergleich zwischen der österreichischen Kulturpolitik gegenüber Polen und der Tschechoslowakei Neuland.

Prag

Petra Baštová

Vaněk, Miroslav: Byl to jenom Rock'n'Roll? Hudební alternativa v komunistickém Československu 1956-1989 [War es nur Rock'n'Roll? Die musikalische Alternative in der kommunistischen Tschechoslowakei 1956-1989].

Academia, Praha 2010, 604 S., ISBN 978-80-200-1870-0.

War es wirklich nur Rock'n'Roll? Diese Frage entlarvt Miroslav Vaněk bereits im Untertitel als rhetorisch, in dem er den Rock'n'Roll als „musikalische Alternative“ charakterisiert. Und mit der Zeitangabe – das Buch behandelt die Jahre zwischen dem Aufkommen des Rock'n'Roll in der Tschechoslowakei und dem Ende des Staatssozialismus –, macht er auch klar, dass es hier nicht allein um den Rock'n'Roll geht. „Rockmusik“ wäre wohl treffender gewesen. Deren Geschichte geht Vaněk nach und untersucht, ob der Rock eine mobilisierende und damit politische Funk-

tion hatte und inwiefern er zum Untergang des Sozialismus in der ČSSR beigetragen hat.

Vaněk schreibt nicht zum ersten Mal zu diesem Thema, entsprechend souverän und kenntnisreich führt er durch Archivquellen, die relevante Fachliteratur, eigene Erfahrungen und Zeitzeugenberichte, urteilt stets differenziert, ohne je ins Anekdotische abzugleiten, wie es sonst häufig der Fall ist, wenn von den frühen Tagen des Rock die Rede ist. Als wesentlich für die Wirkung, die diese Musik in der Tschechoslowakei (und sicher auch in anderen Ostblockstaaten) hatte, macht er die Tatsache aus, dass sie aus dem Westen kam – in erster Linie aus den USA und Großbritannien. Das klingt zunächst banal, doch lag gerade darin eine Provokation für das Regime, die möglicherweise viel stärker war als die Provokation mit Worten: Auf die verbale Kritik der Opposition konnte man mit propagandistischen Gegenmaßnahmen reagieren, gegen die Rhythmen der Rockmusik erwies sich das staatssozialistische System trotz einer Reihe von Pyrrhussiegen letztlich als machtlos.

Diesen Grundgedanken führt Vaněk in zwei großen Kapiteln seines Buches aus. Zunächst beschreibt er die „Wiege des Rock“, gibt einen kurzen Überblick über musikalische Stationen dieser Musik in den USA und Großbritannien, der von den Anfängen in den fünfziger Jahren über die Hippie-Bewegung bis hin zum Punk und New Wave reicht. Dieses Kapitel ist auf eine charakteristische Weise selektiv: Als Geschichte der Rockmusik überhaupt wäre es sicher zu undifferenziert und unvollständig. Als Geschichte des Rock in der Tschechoslowakei aber bietet es eine Chronik einer ganz speziellen Rezeption. Das wird im nachfolgenden Kapitel über den „Import des Rock in die ČSSR“ deutlich, in dem Vaněk die Wege nachzeichnet, auf denen diese Musik ins Land gelangte: Am Anfang stand eine ganz Generation, die von Radio Luxemburg und einigen heute kaum noch bekannten Piratensendern fasziniert war. Wie in der UdSSR benutzte man anfangs Röntgenplatten, um diese Musik aufzunehmen, bis dann Tonbandgerät und Kassettenrekorder aufkamen und einen regelrechten „Magnitizdat“ begründeten. In den siebziger und achtziger Jahren kam dann der einheimische Rock dazu.

Die tschechoslowakische Version des Staatssozialismus brachte eine in sich stark differenzierte Oppositionslandschaft hervor, die verschiedene Formen der Subkultur umfasste, wobei dieser Begriff nicht zu verwechseln ist mit dem, was man in westlichen Gesellschaften darunter versteht. Die beiden wichtigsten Foren der Subkultur in der ČSSR waren die Alternativkultur und der sogenannte Underground. Sie unterschieden sich unter anderem durch den Grad der Verweigerung, die sie der offiziellen Sphäre entgegenbrachten. Während es zum Selbstverständnis des Underground gehörte, den Dialog mit dem Regime völlig zurückzuweisen, war die alternative Szene in begrenztem Maße kompromissbereit. An der Grenze zwischen Legalität und Illegalität stand die sogenannte „Grauzone“ (šedá zóna).

Komplizierter werden die Dinge zusätzlich durch die Zäsuren und Transformationen, die mitunter ungleichzeitig abliefen: Für die tschechoslowakische Gesellschaft stellen das Jahr 1968 und die nachfolgende Periode der „Normalisierung“ bekanntlich die großen Wendepunkte dar, in der Geschichte des Rock lässt sich indessen eine zyklische Wiederholung des Musters von Provokation und Ab-

flachung beobachten, wobei die Stichworte Rock'n'Roll, Hippies, Punk und New Wave jeweils auf Höhepunkte der Provokation verweisen.

Vaněk situiert in zwei Kapiteln den Rock in der ČSSR im Bereich der Subkultur, und zwar sowohl im Underground als auch in der alternativen Szene. Er grenzt den Rock ab vom „Mainstream“ und damit von der Pop-Musik, die er der legalen Sphäre oder der „šedá zóna“ zurechnet. Diese Einteilung hat einiges für sich, da sie sowohl die starken autonomen Züge des tschechoslowakischen Rock erklärt als auch dessen Stellung im Zentrum der tschechoslowakischen Opposition. Allerdings kommt dabei die Differenzierung nach Musikstilen – die nicht unbedingt mit politischen Haltungen korrespondierten – etwas zu kurz. Darauf verweist schon die begriffliche Unschärfe im Titel. Rock'n'Roll kann jedoch weder aus musikalischer Hinsicht noch aus der Perspektive seiner gesellschaftlichen Wirkung einfach mit Rock gleichgesetzt werden. Auf Differenzierungen dieser Art verzichtet Vaněk jedoch weitgehend, auch ergreift er nicht die Chance, über den spezifisch tschechoslowakischen Terminus „bigbit“ zu einer begrifflichen Klärung zu gelangen. Irreführend wirkt das in den Abschnitten über die „alternative Szene“, in denen man erwarten würde, etwas von verschiedenen Spielarten des Rock zu erfahren, stattdessen aber über das Wirken der Jazzová sekce (Jazz-Sektion) liest. In der Tat ist die Jazzová sekce der alternativen Szene zuzurechnen, doch kann man sie deswegen keineswegs der Rockmusikszene zuschlagen (auch wenn, was die Sache keineswegs einfacher macht, der tschechische Jazz seit den siebziger Jahren stark in Richtung Jazzrock tendierte), was aber durch die selbstverständliche Einbeziehung der Jazz-Sektion ohne definitorische Begrenzungen wenigstens suggeriert wird.

Man muss allerdings einräumen, dass die Abgrenzungen ein Problem darstellen, das paradoxerweise umso komplizierter wird, je stärker man sich an den Quellen orientiert. Sowohl Selbstaussagen der Zeitgenossen als auch schriftliche Dokumente aus der Zeit können hier nämlich in die Irre führen: Als der Rock'n'Roll aufkam, wurde diese Musik in der Tschechoslowakei vielfach zunächst für eine neue Spielart des Jazz gehalten. Das aber hatte zur Folge, dass in den ideologischen Kontroversen, die über Rockmusik geführt wurden, Argumente für und gegen Jazz, Rock'n'Roll und Rock gleichermaßen auftauchen bzw. dass weder Anhänger noch Gegner dieser Musikformen immer scharf zwischen den einzelnen Stilen unterschieden. Der Autor widmet dieser ideologischen Diskussion ein ganzes Kapitel, dessen ersten Teil er als Auseinandersetzung des Staates mit dem Rock'n'Roll verstanden wissen will, das aber tatsächlich mindestens ebenso sehr auch eine Auseinandersetzung mit Rock und Jazz darstellt. Eine Stärke des Buches liegt darin, dass Vaněk die Haltung und das Verhalten der Staatsmacht hier anhand von Aktenmaterial nachzeichnet und damit einen Bereich aufarbeitet, der bis heute gerade unter der Mitgliedern der Szene oft Gegenstand haltloser Spekulationen ist.

Das Problem der Differenzierung zwischen den einzelnen Musikstilen kehrt im folgenden Kapitel wieder, in dem es um die staatlichen Maßnahmen gegen den Rock geht. Unter anderem werden exemplarisch fünf zentrale Aktivitätsbereiche der Geheimpolizei, sogenannte „Aktionen“, rekonstruiert, nämlich die Aktion „Hippies“, die Aktion „Kapela“ (Kapelle), die Aktion „Jazz“, die Aktion „Odpad“ (Abfall) und die Aktion „Lennon“. Für den Staat repräsentierten sie alle Teile eines gro-

ßen zu bekämpfenden Ganzen und mit der Aneinanderreihung der Aktionen übernimmt Vaněk diese Sichtweise, womit er die Unterschiede zwischen der zunehmend intellektuellen Ausrichtung des Jazz und den provokativen, jugendkulturell orientierten Strömungen des Rock verwischt.

In der Tschechoslowakei war es jedoch ganz klar die Rockmusik und nicht der Jazz, die als musikalischer „Leitstil“ der oppositionellen Musik fungierte – und das rechtfertigt das Vorgehen des Autors, der in seinem letzten Kapitel darauf hinweist, dass sich in der tschechoslowakischen Rockmusik eine ganz bestimmte Form der Opposition manifestierte, die mit einfachen Formeln wie Protest oder Widerstand nicht zu fassen ist. Auch hatte die Rockmusik die Funktion, oppositionelle Kräfte unterschiedlicher Art zu sammeln, aus denen schließlich die Bewegung Charta 77 hervorging, ein Phänomen, das man am deutlichsten am Schicksal der Rockband Plastic People of the Universe nachvollziehen kann.

Vaněk gibt mit seinem Buch einen tiefen Einblick in die alternativen, halb-legalen und oppositionellen Musikszenen der sozialistischen Tschechoslowakei und liefert damit viel Stoff für weitere Diskussionen nicht nur der Rockmusik, sondern generell der Lebens- und Herrschaftswirklichkeit in diesem Staat.

Bremerhaven

Rüdiger Ritter

Suk, Jiří: Politika jako absurdní drama. Václav Havel v letech 1975-1989 [Politics as Absurd Drama. Václav Havel in 1975-1989].

Paseka, Praha 2013, 447 S., ISBN 978-80-7432-302-7.

Rightly celebrated for having written the first proper history in Czech of the 1989 revolution, Jiří Suk has now written the first scholarly reflection on the most important person in those events, Václav Havel, since his death in 2011. It is not a full biography, or even a complete account of Havel's activity in the 14 years before he became president of Czechoslovakia; it limits itself to Havel as a writer of political texts and co-organizer of groups such as Charter 77 and the Committee for the Defence of the Unjustly Prosecuted (VONS), and ad hoc initiatives such as the "Several Sentences" petition of summer 1989. This focus relieves the author of the conventional biographer's tedious checklist – family background, formative years, lovers, and so on – and leaves aside the post-1989 years in the Castle, which would be a fit subject for a separate book. At the same time, however, this focus confines Suk to writing about Havel in his internationally best-known persona, the dissident-playwright often in prison, under house arrest or at least in real danger of persecution. What is there to say about this Havel that is not already common knowledge, even the stuff of myth?

Although the broad contours of the narrative will be familiar to anyone who has read Havel's own reminiscences (such as the book-length interviews with Karel Hvizďala) and works of previous biographers, Suk is able to make original use of new sources. Foremost among these is Havel's voluminous correspondence, either published (such as his letters to Vilém Prečan and František Janouch) or now available in archives, including the Václav Havel Library. Suk also brings in the Com-

munist regime's perspective through the files it held on Havel as an object of investigation and incarceration that were not shredded in the last days of 1989 (most of the routine surveillance records apparently were). The overall effect of these sources is to convey Havel's great skills as an organizer and coalition-builder, not least his savvy exploitation of every opening that the regime allowed, such as for the conversion of foreign earnings and donations into Tuzex coupons that became financial lifelines for dissidents. One also gets a vivid sense of Havel as a prisoner through reports filed on him by informers in his midst, which serve only to heighten one's respect for how Havel endured that ordeal.

Suk takes time to depict moments that have tended to be skipped over in a rush to more dramatic periods, such as the interval between the launch of Charter 77 and his long prison sentence two years later for his work with VONS, or his already very harried state in the months before November 1989. It is these moments that will probably give readers, foreign and Czech, the most in terms of new detail and new understanding of Havel's commitment to political action despite its impact on the artistic pursuits he may have preferred and its toll on his well-being. The account of the campaign for the presidency in December 1989, while familiar owing to Suk's earlier definitive studies and edited compilations of primary sources, is refreshing for its focus on the paradox of having to manoeuvre around an attempt by the Communist Party to shift to direct popular election, while the revolutionary movement Civic Forum preferred to stage-manage Havel's election through the discredited Communist-dominated legislature.

Born in 1966, Suk writes as a member of the generation that grew up under the post-Prague Spring "normalization" and came of age in 1989. His attitude to Havel is therefore positive and respectful, but not worshipful; this is a work of impeccable objectivity, with the messier aspects of Havel's private life neither whitewashed nor sensationalized, as they are largely irrelevant. Suk sets the tone in his introduction by defining these particular years through Northrop Frye's conception of comedy, the gist of which is that by the end of the play an aging usurper is removed by the younger man he has been impeding, often through absurd and cruel laws, and in the process society is peacefully restored to its rightful order. The hero's triumphant "anagnorisis" (recognition) is by no means assured, coming often when he is at the end of his tether, and thanks to an implausibly serendipitous turn of events. In many comedies, there is a "green world", a secluded natural setting from which will burst the concluding victory over the waste land of illegitimate power; Havel's farmhouse retreat at Hrádeček, captured in the marvellous Bohdan Holomíček photographs that illustrate this book, fit the bill perfectly.

While Suk has claimed the correct frame, he could have made much greater use of it beyond the book's introduction. In the spirit of comedy, especially of one tinged with romance and irony, there would have to be more of an appearance by the obstructive "senex iratus" himself, in this case Gustáv Husák, the leader of the Communist Party since 1969. Suk's narrative opens with Havel writing an open letter to Husák in 1975, rebuking him for the lamentable condition of Czechoslovak society seven years after the Soviet-led invasion, and ends with Havel replacing him as head of state, but otherwise Husák stays off-stage. This is regrettable, because

every comedy is enriched by the stock character of the impostor, whose own story may have elements of tragedy; Husák, after all, styled himself an intellectual (something of a lawyer, something of an historian, but neither truly) and had endured long spells as a political prisoner. He was released in 1960 only to be divorced by his first wife (the theatre director Magda Lokvencová, who died shortly after staging Sartre's "The Devil and the Good Lord"), and lose his admiring second wife, Viera, in a helicopter accident in 1977, in the midst of the regime's initial crackdown on the Charter. Husák's pursuit of the presidency in 1975 – the moment at which Suk's narrative opens, but only from Havel's perspective – involved an elaborate quasi-constitutional operation to unseat its debilitated incumbent, not unlike what Havel later had to do to gain the office. While not meant to win the audience's sympathy, "senex" characters need to be present because "the extent to which they have real power implies some criticism of the society that allows them their power" (Frye, *Anatomy of Criticism*, p. 165). In this regard, while starting the book with Havel's open letter makes sense, it cuts out the social critique and thoughts on power he was developing before 1975, through his plays "Conspirators" (and his interpretative essay on it, under the influence of Erich Fromm) and "The Beggar's Opera".

The starting point also cuts out an earlier open letter, to Alexander Dubček, Havel wrote in August 1969. The germ of the idea of political responsibility that Havel developed in the letter to Husák was present in the earlier one to Dubček, and Suk's book ends more with Havel's success in preventing Dubček from becoming president than in removing Husák, which was a relatively easy feat. Here too, the comedy would have benefited from the more vivid presence of Dubček the un-dissident forestry worker and pensioner in Bratislava, biding his dotage in the delusion that he would someday be called back to leadership and thus to a sort of restorative conclusion – the resumption of the interrupted Prague Spring – different from the one delivered by Havel and his Hrádeček "forest folk". In keeping both Husák and Dubček largely out of view, and barely allowing them to be heard even as "noises off", Suk succumbs to his generation's aversion to both men – a distaste that is understandable, but which needs to be overcome to do justice to the comedy.